

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339728](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339728)

bei Senappe geblichenen Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig.

- 1) Weil. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Kassel. — Höchstseiner Gemahlin und noch lebende Wittwe: Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb. den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame des kaiserl. Bräutlichen Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wisa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813, verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinze von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept. 1811.
- 3) Marie Amal. Elisabeth Carol., geb. den 11 Okt. 1817.
- 4) Weil. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept. 1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroßherzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

## Belehrende und unterhaltende Geschichten.

### Grufz des Wanderers.

Mit deutschem Sinne reiche ich euch die Freundschaft. Vieles hat sich zugetragen, seitdem wir das letzte Mal uns gesehen. Ernstes und Lustiges habe ich mit meinen Gottlob offenen Augen beobachtet, Freude und Leid mit meiner gesunden deutschen Kraft getragen, was wohl bei den Meisten von euch auch geschah. — Vorerst muß ich bemerken, daß ich in Konstanz ein anderes Logis genommen und jetzt in der breiten Fischmarktstraße wohne. Da noch keine rechte Ordnung mit dem Fischfang eingeführt ist, so werden diese guten Thiere immer seltener; ich habe mich deshalb nahe an den Markt begeben, um gleich an der Quelle zu sein und an Fasttagen mich leicht trösten zu können.

Von meiner Vaterstadt ist Manches zu berichten. Es sind in letztem Jahre daselbst, besonders während der Abgeordnetenwahl, ganz neue Redner aufgetreten, die nach Anleitung einer unennbaren Zeitung die schwierige Rolle von Volksführern gespielt haben. Sie beendigten indessen ihre Aufgabe so rasch und plötzlich, daß es beinahe unmöglich wurde, ihre Fähigkeiten gehörig zu würdigen. Gute Reden zu halten, ist eine schöne, aber keine leichte Kunst. Uebung ist nothwendig und wer damit Gutes wirken will, muß klar, männlich und wahrheitsgemäß sprechen. Wer dem Volke Schwarzes weiß machen will, wer nur heuchelt, der bleibt früher oder später sicher stecken. Auch schießt es sich nicht, daß ein Redner sich selbst rühme, was einem Geschäftsmanne bezeugnete, der einen Toast folgendermaßen anging: „Als biederer Bürger ist es mir wohl auch erlaubt ic.

In Betreff des Brandes, der in Konstanz im Winter 1845 ausgebrochen, muß ich leider

erwähnen, daß die Löschanstalten der Stadt nicht in musterhaftem Zustande waren, seitdem sind aber Verbesserungen getroffen worden. Bei jener Feuersbrunst haben unsere Nachbarn bewiesen, daß die christliche Bruderliebe nicht bloß in ihren Bibeln steht, sondern in ihren Seelen flammt; rasch eilten sie zur Hülfe herbei. Wenn die Menschen, einander liebend und helfend, sich vereinigen, dann kann Großes erreicht, dann können die drohendsten Gefahren überwunden, das größte Elend gemildert werden. An dieser Einigung fehlt es zu sehr, sonst würden wir aus dieser Erde ein Paradies machen. . . Bei Verwirrungen, die bei Feuersbrünsten entstehen, kommt manchmal auch etwas vor, das nach überstandener Gefahr zum Lachen reizt. Denn sonderbar ist es gewiß, wenn einer glauben kann, es werde am hellen Morgen eine Feuersprize gestohlen. Solch ein starker Glaube hat in Konstanz bei jenem Anlasse einen ehemaligen gar eifrigen Gemeindevertreter befallen. — Apropos die Stadtmauern! Diese sollen endlich weggeschafft werden, man hat sich überzeugt, daß weder die Thurgauer noch die Wollmatinger einen Angriff auf die Stadt beabsichtigen; deshalb hat der Gemeinderath darauf angetragen, daß die Sonne, das schöne Tageslicht, fortan frei und ungehemmt in den Zollverein hereinscheinen darf. Man entdeckt gar nichts mehr Schönes und Nützliches an diesen dunkeln Mauern; darum fort mit ihnen. Dann kommt zu sehen, Freunde, wie weit heller und freundlicher es um unsere Stadt geworden ist.

Ich kann nicht unterlassen, nachdem ich Ernstes besprochen, euch einen Spaß aus den Geheimnissen von Konstanz mitzutheilen. Mein leerer Magen hatte mich bewogen, im Wirthshaus „zur silbernen Kerze“ einzufehren. Dies



in eine Kneipe, worin die Verdauungskräfte stark beschäftigt werden und häufig große Nebel entstehen. In den nicht gar silbernen Hallen traf ich eine lustige Gesellschaft. Meinen Freunden ist es, wie mir, beinahe zur Natur geworden, gerne guten Humors zu sein und Abends einen oder mehre Schoppen zu trinken. Wir denken, wer da arbeitet darf auch fröhlich sein; indessen hat Jeder begreiflich sich nach seiner Decke zu strecken und Weib und Kinder zu Hause nicht zu vergessen. Gedachte Gesellschaft war eben beschäftigt, eine Gans auszuwürfeln. Welche Freude für einen gewissen Herrn K., der das schöne fette Thier gewonnen hatte! Wer aber mit Schalken zusammensitzt, mag sich in Acht nehmen. Der glückliche Herr K. wird von Einem gebeten, auf ein paar Minuten mit ihm auf die Seite zu gehen, was gewährt wird. Unterdessen fliegt die Gans durch das Fenster auf die Gasse, wo sie von einigen Mithelfern aufgehoben und versorgt wird. Bergelich war alles Fragen und Suchen des Herrn K., als er mit seinem Gewinne fort wollte. Schmerz, Trauer und Verzweiflung lagen auf seinem Gesichte; doch waren die Liebe später so großmüthig, ihn zum gemeinschaftlichen Verzehren der Gans einzuladen, was seinen Schmerz einigermaßen zu lindern vermochte.

Mit schlichten Bürgern und Landleuten habe ich mich jederzeit gern unterhalten, bei ihnen trifft man meistens ein redliches Herz, Brudersinn und Unverfälschtheit. Deshalb wandere ich oft auf dem Lande und in den Städtchen am schönen See herum. Herzlich hat es mich gefreut, zu bemerken, daß die Handwerker und Bauern, unter denen ich viele Freunde besitze, sich jetzt weit mehr als früher um das öffentliche Leben bekümmern, daß sie unsere segensbringende Verfassung hochschätzen, was sie am besten durch Thätigkeit bei den Wahlen beweisen. Schreiten wir miteinander vorwärts auf dieser Bahn, die uns zu einem höhern, glücklichen Dasein führt. Ich habe jetzt gute Hoffnung; wer die badischen Bürger über Religion und Staat sprechen hört, muß gestehen, daß sie bereits viel darüber gedacht und gelesen haben.

Noch etwas! Ich vermüthe, es sei euch bekannt, daß das Dampfboot „der Kronprinz von Würtemberg“ auf dem See verunglückte. Ihr werdet getrauert haben, doch laßt euch mit dem Gedanken trösten, daß gewöhnlich,

wenn einer untergeht, wieder ein anderer kommt.

Behüte euch der Allerhöchste, der über Fürsten und Völker regiert, welcher will, daß wir uns lieben und folglich gerne wiedersehen. Mit deutschem Handschlag einer treuer Wanderer.

## Das Christenthum.

### Zeitgemäße Betrachtung.

Seit dem Augenblicke, da der Mensch erfuhr, daß er keinen Grashalm zu verfertigen vermöge, hat er ein höheres Wesen von großer Gewalt geahnt, das die stolzen Berge, die fruchtreichen Ebenen, die silbernen Gewässer erschaffen hat. Umgeben von den herrlichen Erzeugnissen der Natur, die jedem Bewohner der Erde zur Stärkung und zum Genusse dargebieten sind, hat der Mensch ferner gedacht: jenes mächtige Wesen muß zugleich ein liebevolles sein. Hieraus entsprang die Ehrfurcht vor dieser unsichtbaren Gewalt, die Dankbarkeit gegen dies hohe Wesen, das wir Gott nennen.

Jeder Mensch, der einfache Tagelöhner wie der tiefste Denker hat diese Einsicht, diese Ahnung, welche den Grund des Glaubens ausmachen. Das religiöse Gefühl kann wohl unterdrückt, aber nie ausgerottet werden.

Obgleich Christus begann, die Völker aufzuklären, war ihre Lebensweise roh und sinnlich, ihre Begriffe über Gott und die Bestimmung auf Erden waren sehr unrichtig und unklar. Der Stärkere mißhandelte und beraubte den Schwächeren, der Reiche machte den Armen zum Sklaven; Kraft, List und wilde Tapferkeit galten als die höchsten Tugenden. Der Heide warf sich in Angst und Schrecken auf die Erde, wenn der Donner über seinem Haupte rulte. Waren die Ernten schlecht, so glaubte er, den Zorn der Allmacht erregt zu haben; um sie zu besänftigen, opferte er. War das Glück ihm günstig, so schwelgte er ohne Mäßigung in Genüssen, woran sein Körper verreckte, sein Geist verdampfte. Es war eine Zeit der Rohheit, Unsittlichkeit und geistiger Blindheit.

Selbst die Griechen und Römer, welche an Bildung damals alle Völker überragten, sahen ihre Mitmenschen in anstößenden Ländern nur für Barbaren an, die nicht gleiche Rechte besaßen, die nur lebten, um unterjocht, gefangen



und als Sklaven behandelt zu werden. Die Juden waren in gleichem Hochmuth befangen und nannten sich „das auserwählte Volk.“ Die Kräfte des Einzelnen, wie der Völker, waren aufs Erobern, Rauben und Genießen gerichtet, man mußte nichts und wollte nichts wissen von gegenseitiger Liebe, von der Freiheit Aller, von gleichen Rechten, die Einer wie der Andere, ein Volk wie das Andere hat.

Als die Juden unter Roms Joch ihren Uebermuth bereuten, ward Christus geboren.

Tief ist die Weisheit, die in seiner Lehre enthalten ist; es gibt keine andere Weisheit, die wie die christliche, geeignet wäre, die Wohlfart und Zufriedenheit der Menschheit herbeizuführen. Wir erinnern wir an seine wichtigsten Sätze: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst.“ „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch Andern nicht.“

Durch das Gebot der Nächstenliebe forderte Christus die Menschen auf, sich als Brüder zu betrachten, und echte Brüder können einander nicht beleidigen, nicht berauben und bekriegen, sondern sie helfen sich durch gemeinschaftlichen Rath, durch fröhliche Arbeitsamkeit und liebevolle gegenseitige Unterstützung, wo und wann Noth und Gefahr vorhanden sind. Durch das Gebot der Liebe hören die Feindschaften zwischen einzelnen Menschen und Völkern auf. Streitigkeiten, welche allenfalls entstehen, lassen sich mit versöhnlichem Sinne und mit allseitiger Gerechtigkeit ausgleichen. Somit würde, wenn in den Kirchen allerwärts eine echt christliche Geistlichkeit lehrte, aller Krieg aufgehoben und mit ihm die so kostspieligen Heere, welche den Wohlstand der Nationen verschlingen. Es könnten ferner, wenn die christlichen Pflichten überall erfüllt würden, eine Menge Polizeidiener, Gerichtsbeamte, Strafankalten zum Segen der Völker erspart werden.

Wo das unverfälschte Christenthum gelehrt und geübt wird, da ist das Reich der Wohlfart, Freiheit und Gerechtigkeit.

Jesus Christus hat ferner tugendhaften Menschen die Fortdauer nach dem Tode verheißt. Auch dies war seither ein großer Beweggrund zur Ausübung der Bruderliebe und Gerechtigkeit, so wie darin der erhabendste Trost für den Armen, den Unglücklichen lag. Wer an die Auferstehung und an die einstige Verantwortlichkeit vor Gottes Richterstuhl glaubt, kann unmöglich seinen Mitmenschen bewußter-

weise ins Unglück stürzen oder hart beleidigen. Der Gedanke an Gott hält den Gläubigen von jeder schlechten That zurück und ermuntert ihn dagegen zur Wohlthätigkeit.

Den von Sorgen gedrückten Menschen gewährt jene große Verheißung Christi eine erhebende Beruhigung. Wer seinen Blick vertrauensvoll von der irdischen Arbeit erhebt zum Vater der Güte und Liebe, wer an das unvergängliche glückliche Fortleben in seiner Nähe denkt, der fühlt seine Brust erleichtert und unterwirft sich wieder muthig der Arbeit, die den Schweiß auf der Stirne perlen läßt. Und warum sollten denn wir Christen nicht an jene Verheißung unsers Erlösers glauben? Schon die Weisesten unter den Heiden behaupteten, daß der Geist nicht erlösche, daß es eine Belohnung der im Guten standhaften Menschen und eine Bestrafung der verhärteten Uebelthäter geben müsse. — Können wir annehmen, daß die erhabene Seele zugleich vernichtet sei, wenn ihr gebrechliches Werkzeug, der Körper, zusammenfällt? Nein, der Herr des Lebens, hat unsern Geist nicht mit so unendlichen Fähigkeiten begabt, damit er mit seiner Hülle nach so kurzer Zeit ins Nichts versinke. Würde nicht der gefühlvolle Mensch oft verzweifeln, wenn sein theuerstes Wesen durch den Tod von seinem Herzen gerissen wird und die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen ihn nicht aufrecht hielte?

Seht den Mann am Sterbebette seiner Frau, die viele Jahre hindurch Freude und Leid mit ihm getheilt hat, die ihm in seiner Betrübniß stets neuen Muth einflößte, die in seiner Krankheit liebevoll ihn pflegte, deren Brust so lange warm und treu an der seinigen schlug, seht, wie tief, wie schmerzlich der arme Mann die schreckliche Nothwendigkeit empfindet, dieser so theueren Gefährtin des Lebens das Auge zudrücken zu müssen. Und sie sollte ewig für ihn verloren sein? Nein, Christus sagt ihm: Du wirst sie wiederfinden und sein Vertrauen auf den Gott der Liebe bestätigt es.

Hoch sei sie daher geehrt, die christliche Religion mit ihren Lehren der Weisheit, Eintracht und geistiger Erhebung, mit ihren trostvollen Verheißungen; aber jedes Volk fordere mit festem Sinne, daß sie ihm von würdigen Priestern, von echten Jüngern Jesu mit Bescheidenheit, Klarheit und Aufrichtigkeit vorgetragen werde.



## Hans Pfriem.

Hans Pfriem, der Fuhrmann, hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er alles an andern beschuldigte, und daß ihm Niemand etwas recht machen konnte. Wenn er die Straße fuhr und ein Wagen ihm begegnete, so blieb er jederzeit stehen, und musterte die Pferde, das Fuhrwerk den Mann, und hatte immer was auszusagen; bald waren ihm die Pferde zu kurz angespannt, bald schien ihm der Wagen nicht gut geladen zu sein; und schüttelte dabei den Kopf oder sagte es laut, so daß der Andere den Tadel wohl merken oder hören konnte. So machte er's in allen Sachen, auch in denen, die nicht zu seinem Gewerbe gehörten; und die Wirthschaftsleute, bei denen er einkehrte, hatten ihre Noth mit ihm, und sagten oft: Dem Hans Pfriem kann es kein Engel im Himmel recht machen.

Einstmals träumte ihn, er sei gestorben. Er kam vor die Himmelsthür, und St. Peter ließ ihn hinein, jedoch mit der Verwarnung, daß er zu allem stillschweigen und ja nichts beschuldigen und tadeln sollte, was er auch sehen möge. Hans Pfriem versprach's. Wie er nun im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und umher schaute, da sah er zwei Engel vorbeiziehen, welche einen Balken in der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Hans Pfriem war schon Willens zu tadeln; doch besann er sich noch und dachte: Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleichviel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunen Wasser schöpften in ein durchlöcheretes Faß. Hans Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: Hm! Wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so etwas auch thun, wenn's ihm Mästr macht. — Bald darauf, als er sich umsah, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei, und spannte zwei Pferde vorn und zwei hinten an. Da das Hans Pfriem sah, kam er ganz außer sich und, weil's seine Profession war, rief er aus Leibeskräften: Taps, was machst du da Dummes! Und damit wollte er den Engel zurecht weisen. Es hat ihn aber schon ein Anderer beim Kragen gepackt, der ihn zur Himmelsthür hinausstieß. Unter der Thüre blickte Hans Pfriem noch Matsz hinein, um zu sehen, was aus dem Wagen geworden wäre. Und siehe da! der Wagen gieng in die Höhe,

von den vier geflügelten Pferden getragen. — Hiemit erwachte Hans Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Leser, was zu lernen sei aus der Geschichte von Hans Pfriem?

## Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte.

Mein Sohn! Handwerk, sag's Sprichwort, hat güldenen Boden. Gott hat mir meine Arbeit gesegnet, mit nichts fing ich an und habe jezt Vermögen und Ansehen. Aber ich verstand auch mein Handwerk. Bei vielen Handwerksleuten hier zu Lande fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommen. So was muß man in der Fremde suchen und lernen. — Um mit Nutzen zu reisen, muß du unterwegs nichts sehen, was du nicht recht genau betrachten kannst. Du mußt von Allem erfahren: wozu ist dies da? und wie ist das gemacht? Wer anders reist, der ist nur im Schlaf durch die Welt gelaufen, und hat draußen grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinigte Menschen gesehen, was er daheim auch findet. — So wie man oft aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann: so haben auch manche Städte und Länder schon gewisse äußere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt. Und das sind nun die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerksbursch überall beobachten soll. Denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in dem Lande oder in der Stadt zu finden hat, wohin er gekommen. — Findest du viel Wirthshäuser in einem Dorfe, so verlaß dich darauf, du findest darin wenig Sparsamkeit, zwar viele lustige Gesellen, aber wenig häusliches Glück. Wo du den Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, da sitzen gewiß Viele des Abends im Wirthshause beisammen, lange nach Sonnenuntergang. — Kommst du in eine Stadt, wo die Wirthshäuser auf den Straßen liegen, so zähle nicht auf Arbeit bei einem Meister, denn die Bürger dort sind nur Bauern in städtischer Tracht. Wirthshäuser in größeren Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber abgewischt hat. Fahren am Tage prächtige Kutschen durch die Stadt, Abends aber fehlt die Beleuchtung



der Straßen durch Laternen: so gleicht die Stadt einer gern schön thnenden Dirne, die unter seidnen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt. — Wo man keine Gesetze hat, bist du vogelfrei; da verlaß dich im Nothfall auf deine Faust. Wo man zu viel Gesetze hat, und du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößest, bist du ein Sclav; Polizeidiener und Advocaten passen dir aus allen Fenstern auf. Da verlaß dich auf nichts. — Eine Stadt, da Gras auf den Gassen wächst, ein Land, wo die Landstraßen elend sind, da fehlt Handel und Wandel, und du findest für die Arbeit keinen Meister. Gehe still vorüber. — Siehst du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungenfüchtige Mädchen, so weißt du auch, daß es dort nicht an Tanzsalen fehlt. — Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustpartien machen, kannst du Banfrotte prophezeihen. — Willst du ein stilles glückliches Land bewohnen, so suche dasjenige auf, von dem die Zeitungen am wenigsten melden. — Wo die Bauern grob sind und die Hand nicht zum Hut, und den Deckel nicht vom Kopf bringen können, da hat der Dchs an der Krippe besser seine Schuldigkeit gethan, als der Meister in der Schule. Wo aber die Bauern unterthänig die Hände küssen und sich vor einem Vornehmen demüthig in den Staub bücken, da halte dich nicht lange auf; da hauset in der Gegend ein böser Geist, irgend ein tyrannischer Dorfkaiser. Fällst du diesem nicht in die Klauen, so werden dich jene Sclaven prellen. — Hast nicht nöthig um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei; auch nicht nöthig deswegen auf einen Thurm zu steigen. Sieh nur zum Fenster hinaus auf die Gassen, ob sich die Leute emsig grüßen. Je mehr vom Grüßen abgegriffene Hüte, je kleiner die Stadt. Wo du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hineingesehen, oder da waren noch keine Franzosen. Kommst du in ein Land oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt, alle Felder wohl bebaut sind; wo der Fremde freundlich begrüßt wird, die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen; wo nicht jedes Städtlein einen eigenen Galgen hat, wo Schulen und Krankenhäuser die schönsten Gebäude haben — da, mein Sohn, ruhe aus, du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Orte haben. — Verlaß dich darauf,

wo gebrechliche Hütten um einen prächtigen Pallast liegen, ist die Armuth zu Hause und der Hunger Regent, während Einer selig ist und Hundert weinen. Schlag ein Kreuz und geh' vorüber. — Wo man viel Gast- und Trinkmähler in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liebe ist, und kein Winterabend ohne Kartenspiel verlebt werden kann: da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherrn; da ist eine Köchin mehr werth als ein vernünftiger Mann, und ein Spiel Karten wichtiger als das beste Buch. — Alles hängt in den Ländern, worin man lebt, von den Dbrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß, so kannst du fest darauf rechnen, sie sind in großen Dingen klein. — Ich habe dir jetzt genug gesagt. Nicht daß ich dir Alles gesagt hätte. Aber du kennst nun ungefähr deinen Maßstab, und worauf du vorzüglich zu achten hast, die rechten Wahrzeichen. Folge meinem Rath. Frage viel, wohin du kommst, antworte sehr kurz, stelle dich unwissender, als du bist, und man wird dich überall gern unterrichten. Sei auf der ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — mißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich. So wirst du einst heimkommen zu deinen Eltern, als ein ganzer Mann, besser, klüger, reicher.

#### Der alte Jürgen.

Hätten wir nicht mehr Abgaben zu bezahlen, als die, welche die Dbrigkeit uns auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden, sagt der alte Jürgen, aber wir haben noch ganz andere, die die Meisten von uns noch weit mehr drücken. Unsere Faulheit macht unsere Abgaben doppelt, unsere Eitelkeit macht sie dreifach, und unsere Thorheit vierfach. Von diesen Abgaben befreit uns keiner, keiner verschafft uns Nachlaß, als wir selbst, und Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der alte Jürgen.

Du wünschest und hoffest bessere Zeiten; strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, und wer sich mit Hoffnung speiset, der stirbt vor Hunger. Es gibt keinen Vortheil ohne Mühe. Fleiß bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter.



Aber man muß nicht bloß durch Arbeitsamkeit zu gewinnen, man muß auch zu sparen wissen. Wer das nicht kann, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben, er wird doch keine Habergrüze finden. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager sein. Viel Geld ist hier wie gewonnen, so zerronnen, seitdem die Landleute, Männer und Weiber sich in Sammet und Seide kleiden, und die Krämer reich machen.

Sammt und Seide ist nichts werth,  
Löscht das Feuer auf dem Heerd,

sagt der alte Jürgen.

Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was du nicht entbehren kannst. Stolz und Eitelkeit frühstücken mit dem Ueberfluß, speisen zu Mittag mit der Armuth und essen des Abends mit der Schande, sagt der alte Jürgen. Wenn man kauft, denkt man wenig an die Bezahlung. Aber die Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß als die Schuldner. Die Gläubiger passen genau auf Termin und Verfalltag. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seid, und die Schuldforderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht hattet. Die Pfandung brängt und ihr müßt doppelt bezahlen, was ihr einfach erhieltet und hattet nichts davon.

Erfahrung ist eine theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Ausführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen, sagt der alte Jürgen; und was der alte Jürgen sagt, das mag ein Jeder wohl aufschreiben, in die Bibel legen, oder an die Thüre kleben — und befolgen.

Der Dauer, als sein Prozeß zu Ende war.

Weh dem, der täglich seinen Sinn,  
Auf Zank und Streifen hat!  
Gottlob, daß ich zu Ende bin!  
Adieu Herr Advocat!

Und wenn er noch so ehrlich ist,  
Wie sie nicht alle sind,  
Fahr ich doch lieber meinen Mist  
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat heran,  
Ohn' Hülfe des Gerichts;  
Bel mir wird Nichts zu Etwas dann,  
Bel ihm aus Etwas Nichts.

Gottlob, daß ich am Ende bin!  
Adieu Herr Advocat!  
Und fahr' ich wieder zu ihm hin,  
So breche mir das Rad.

Man kann sich ändern.

(Mit einer Abbildung.)

Wer den Refruten da ansieht, der wird vielleicht meinen: aus dem wird im Leben nichts, und doch möchte man sich irren. In diesem durch mütterliche Affenliebe verhätschelten Burschen, der, wenn er in die Welt muß, von der heimischen Speckkammer mitnimmt, so viel er zu schleppen vermag, der wahrscheinlich bedauert, daß er's Plätzchen hinter dem Ofen nicht mitnehmen kann, dem die Furcht vor einem Regenschauer unter dem Arme vorguckt, ist freilich nichts Kräftiges zu vermuthen. Was aber die thörige Mutter unterdrückt, kann erwachen: das Ehrgefühl, und damit wäre viel gewonnen, sollt' es auch noch nicht einmal das rechte oder gar das so überaus reizbare Ehrgefühl sein, wie es uns Clemens Brentano in seiner meisterhaft erzählten „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ schildert.

Der Bursch, den wir im Bilde vor uns haben und dem der Korporal da die erste Hinweisung gibt: worüber er sich zu schämen habe, heißt Wechlin, und war sechs Jahre dienstpflichtig als Husar in — nun, das Land thut nichts zur Sache! In Garnisonsort — will man's deutsch sagen: im Standort — angekommen, konnt' er sich nirgends vor Neckereien über sein täppisches und jammervolles Benehmen, über die Verwahrlosung aller Männlichkeit schützen, und wenn er sich beklagte, wurde er ausgelacht obendrein und empfing manche bittere Lehre über das Sprichwort: „Muth ist ein tücht'ger Stab, wehrt Sorg' und Borwiz ab!“ Das nahm sich endlich Wechlin zu Herzen und als die Gewohnheit, ihn zu necken, sich einst wieder breit machte, wurde er wild und schlug so drunter, daß es blutige Rypse gab, und da er sogar den Säbel gezogen hatte, Bestrafung erfolgte. Von der Zeit an war er



wie umgetauscht; es mußten ihm nun nachdrückliche Lehren gegeben werden über ein anderes Sprichwort: „Blinder Muth thut selten gut!“ — denn er, der an Kräftigkeit und Gewandtheit sich allmählig hervorthat, nahm jede Miene, die ihm nicht gefiel, übel, und sein Säbel saß ihm immer loser in der Scheide. Da erhielt die Schwadron einen neuen Rittmeister, der sich höchlich wunderte, daß er über den Wechlin, der jetzt im Dienst stets achtsam und als wahres Muster sich zeigte, anderweitig so viel Klagen vernahm und Strafen über ihn verhängen mußte. Der Rittmeister war ein unsichtiger Mann, der wohl erkannte, daß Eines und Dasselbe nicht immer auch dieselbe Wirkung habe. Als nun der ganz verwandelte Wechlin wieder und in strenger gewordener Haft war, fragte Jener den Wachmeister: „Ist's Ehrgefühl, was den Wechlin antreibt?“ und erhielt die Antwort: „Sonst hat er davon wenig oder nichts spüren lassen, seit seinen ersten Händeln scheint's aber doch so!“ — „Wollens untersuchen!“ entschied der Rittmeister. Nachdem Wechlin wieder einmal seine Haft überstanden hatte, ließ ihn der Rittmeister zu sich kommen, hielt es ihm mit Ernst und Wohlmeinen vor, daß, wenn er immer von Neuem gleiche Schuld auf sich lade, die Bestrafung an Strenge zunehmen müsse, und schloß damit, ihm anzukündigen: er habe, wenn er abermals seinen Säbel so pflichtwidrig brauche, die herbste und schwachvollste Züchtigung zu erwarten. Wechlin wurde davon sichtlich ergriffen, versprach zu thun, was in seinen Kräften stehe, setzte indeß hinzu: „Herr Rittmeister, mein Wille ist der beste, wenn's aber Neckereien gibt, dann ist etwas in mir stärker als ich und ich bin fortgerissen, ich weiß nicht wie!“ — „Nun, Wechlin, es bleibt dabei: Du zähmst Dich, oder ich werde Dich zähmen! Viel lieber ist's mir aber, wenn die Hilfe aus Dir selber kommt, da wird's für uns Beide nicht so empfindlich!“ so sprach der Rittmeister und nach wiederholter Warnung wurde Wechlin entlassen.

Es waren indeß nur wenige Wochen seitdem vergangen, da hatte Wechlin um geringer Ursach einen Bürger verwundet. Als nun am nächsten Morgen die Schwadron sich aufgestellt hatte, ließ der Rittmeister unsern Wechlin aus dem Gliede reiten, abfizen und vortreten. „Du hast meine Warnung vergessen“, sagte er mit strengem Tone und drohender Miene; „ich

sehe aus dem neuen Unfug, den Du begangen, daß Du mit der Waffe, die eine Zierde des braven Soldaten ist, nicht umzugehen weißt; deshalb wird Dir bis auf Weiteres Dein Säbel abgenommen.“ Auf einen Wink des Rittmeisters übergab er seinen Säbel dem Wachmeister. „Damit Du aber an den Exercir-Übungen Theil nehmen kannst, auch sonst den Dienst nicht zu versäumen brauchst, wirst Du von jetzt an einen andern Säbel tragen, der friedliche Bürger nicht der Gefahr aussetzt, von Dir mißhandelt zu werden!“ fuhr der Rittmeister fort, und der Wachmeister mußte ihm einen hölzernen Säbel umschnallen, der zu diesem Zweck eigens angefertigt worden war. — Als dies geschah, erblickte Wechlin, ein heftiges Zittern überflog seinen ganzen Körper. Aber er biß die Zähne auf einander, bezwang sich mit Gewalt, und bestieg mit scheinbarer Ruhe sein Pferd, als der Rittmeister ihm befahl, in das Glied zurückzureiten. Jener bestieg nun auch sein Pferd, kommandirte: „Gewehr auf!“ und mit blankem Säbel zog die Schwadron, unter dem Schmettern der Trompeten, nach dem Exercirplaz hinaus. Ein ganzer Schwarm von Gassenjungen folgte, und höhrend zeigten sie auf Wechlin, der mit seinem hölzernen Säbel auf dem Flügel eines Zuges ritt.

Als die Schwadron von dem Exerciren zurückkam, mußte Wechlin zuerst den Posten vor der Kaserne beziehen, und hier ging es ihm noch schlimmer, indem er von Alt und Jung, namentlich aber von Weibern und Daben, wegen seines hölzernen Säbels verhöhnt und verspottet wurde. In furchtbarstem Kampfe mit sich selber hielt er dies aus, kaum aber von dem Posten abgelöst, bat er den wachhabenden Unterofficier flehentlich, zum Rittmeister gehen zu dürfen. Der hatte dies vorausgesehen und erwartete ihn. Kaum trat Wechlin ein, als er sich dem Rittmeister zu Füßen warf und rief: „Am Gottes Willen, Herr Rittmeister, nehmen Sie mir den hölzernen Säbel ab, oder es bleibt mir nichts übrig, als mich todt zu schießen!“

„Wenn ich Dir Deinen Säbel zurückgebe, wirst Du ihn dann auch nicht wieder in Häudeln mißbrauchen?“

„Nie, gewiß nie, das schwöre ich Ihnen bei der Ehre eines braven Soldaten!“ brütheuerte Wechlin..





Man kann sich ändern!



„Nun wohl, so will ich Dir vertrauen!“ sagte der Rittmeister und er erhielt seinen Säbel durch den Wachtmeister zurück. — Seit dieser Zeit war Wechlin der friedfertigste Husar der ganzen Schwadron, und nie ließ er sich wieder einen Unfug zu Schulden kommen, weder als Soldat, noch später als ehrsamere Bürger seiner Vaterstadt.

Seht, das ist durch die Schule des Lebens und die Einsicht des Rittmeisters aus dem verhätschelten Mutterföhnchen geworden! — Nach einer Erziehung, die jede Kraft in ihm zu ersticken drohte, brach diese durch schlimme Anregungen unregelt hervor und fand sich durch richtige Behandlung in das rechte, ehrenwerthe Geleise. — Was aber hier an Ehrgefühl wirkte, war immer noch nicht das echte: denn dies hält Pflicht und Mäßigung fest durch Selbstüberwindung, die eine freiwillige, nicht eine solche ist, welche Furcht vor Strafe oder Schande herbeiführte.

#### Nicht jede Versorgung ist gut.

Das unser deutsches Land das beste und glücklichste ist, unsere Fluren die reichsten, unsere Gesetze die mildesten sind, daß nirgends Armuth und Alter so unterstützt, und die Jugend so unterrichtet und gebildet wird, wie bei uns, das braucht der Wanderer seinen lieben Landesleuten wohl nicht zu versichern, wenigstens denen nicht, die Gelegenheit hatten, mancherlei Gegenden und Einrichtungen zu beobachten. Erst kürzlich hat sich in Frankreich eine Geschichte zugetragen, die, weil sie bei uns nicht vorkommen wird, der Seltenheit wegen hier mitgetheilt wird.

In einer Stadt daselbst stand ein Kaufmann in seinem Laden und wartete auf Käufer, die sich gewöhnlich in großer Anzahl bei ihm einfanden; es dauerte auch nicht lange, so trat ein alter Mann in seinen Laden und griff nach einem seidenen Tuch, fragte aber nicht, wie es Sitte ist, nach dem Preise, sondern steckte es ein und gieng ohne Wort zu sagen, langsam und bedächtig davon. Der Kaufmann dachte: Du bist mir ein wunderbarer Käufer; und da ihm an solcher Kundschaft nicht viel gelegen war, so sprang er ihm nach und schrie aus vollem Halse: ein Dieb! ein Dieb! — Bei solchem Worte war nun die Polizei gleich bei der Hand, nahm den seltsamen Käufer in Empfang, und sieng sogleich auf frischer That das

Verhör an, damit er nicht Zeit finde, auf Lügen und Ausflüchte zu sinnen. Nachdem er nun seinen Namen genannt, fragte der Richter: Was seid ihr denn eigentlich? — „Ein Dieb!“ — Aber eure Profession? ihr habt doch eine? — „Das Stehlen!“ sagte der Andere, „wie ich euch schon gesagt habe.“ — Und was habt ihr denn gestohlen? fragte der Richter weiter. — „Ihr habt es ja gesehen,“ sprach der Angeklagte, „das Halbstuch.“ — Was wollt ihr damit machen? — „Es verkaufen.“ — Aus welchem Grunde? — „Aus Noth!“ war die Antwort. — Was habt ihr noch mehr gestohlen? sprach der Richter. — „Das mag die Polizei selber herausbringen,“ sagte nun der Schuldige, „ich habe genug gesagt!“ — Dem Richter schien die Sache seltsam, das ehrliche Gesicht und die Ruhe des alten Mannes machten einen günstigen Eindruck auf ihn, und er verurtheilte ihn deshalb nur zu einer Strafe von 12 Tagen, im dortigen Correctionshause. Da verließ den Alten auf einmal seine bisherige Ruhe und Hoffnung, er sank vor dem Richter auf die Kniee, und rief: „Ach Herr seid doch nicht allzu barmherzig! Laßt meine Strafe wenigstens 12 Monate dauern, oder wenn es möglich ist, lebenslang? Ich bin nun 70 Jahre alt, habe kein Obdach, keine Unterstützung, und muß vor Hunger sterben, wenn ich nicht auf diese Weise eine Versorgung finde!“ — Alle, die es hörten, waren gerührt, auch der Richter, und er sprach: In jenes Haus werdet ihr nun wohl nicht kommen, aber eure alten Tage sollen Trost und Unterstützung finden; und er hat auch redlich Wort gehalten.

#### Wer ist sein eigener Feind.

Wer ist der Mann der matten Blicke,  
Gedunsenen Gesichts dort vor uns wandt?  
Ist es das Werk des harten Mißgeschicks,  
Dem schuldlos dieses Siechthum er verdankt?  
Ach dieser Mann ist der Gesundheit Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!

Wer ist der Mann, der in zerlumpten Rode,  
Mit bloßen Füßen vor uns geht?  
Seln ganzer Reichthum sind wohl, nebst dem Stode,  
Die Lumpen, drin er geht und steht?  
Ach dieser Mann ist sein Wohlstand's Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!



Wer ist der Mann, von böser Schaar umgeben,  
Die höh'nisch ihn zu kränken sich bemüht?  
Der hat fürwahr ein herbes Loos im Leben,  
Auf den der Pöbel noch verachtend sieht!  
Ach dieser Mann ist seiner Ehre Feind:  
Er ist ein Säuser, lieber Freund!

Wer ist doch der, den schnellen Schritte man eben  
So unbetrüert auf den Kirchhof fährt?  
Ihm fehlten sicher Freunde hier im Leben;  
Man hätt' ihn sonst im Tode mehr geehrt.  
Ach dieser Mann war stets sein eignen Feind:  
Er war ein Säuser, lieber Freund!

## Heinrich Pestalozzi.

Unter den Männern, welche ihr ganzes Leben dem Volke gewidmet, um dessen vielgestaltiges Elend zu heben, verdienen wohl wenige in Aller Herzen und in treuem Angedenken mit dem Recht fortzuleben, wie Heinrich Pestalozzi, dessen Jahreshundert's Geburtstfest auf den 12. Januar des Jahres 1846 fiel, demnach mit Unrecht schon 1845 an jenem Tage verschiedentlich gefeiert worden ist. Diesem Manne gehört um so mehr die Verehrung der Nachwelt, weil er bei aller spätern Anerkennung der Zeitgenossen zu Zürich geboren. Seit seinem neunten Jahr wohnte er oft wochenlang bei seinem Großvater, einem Dorfprediger und christlich würdigen Manne, aus dessen Umgange er den Grundsatz gewann: daß man die lebendige Gottesfurcht nicht lernen könne, sondern sie sich aneignen müsse aus dem, was man im Umgange mit frommen Menschen sehe und höre. In der Schule war der Knabe überall voran, wo es galt zu denken oder Sinn für Recht an den Tag zu legen; dagegen blieb er in manchen Dingen auffällig zurück, besonders hatte er nicht den mindesten Sinn für Ordnung oder Schönheit, weshalb er auch in seinem Betragen ein gewisses linksches Wesen nie los wurde. Wie sehr er für das Recht glühte, beweist, daß er der Schulbehörde in Zürich die Zügellosigkeit einer Schule aufdeckte und deshalb, obgleich man seine Angaben bestätigt fand, flüchtig mußte. Unter den Lehrern, welche sich um



doch als Märtyrer seiner Menschen- und Kinderliebe hat leben müssen und sich verhöhnen lassen von denen, die immer erst an sich denken, Andere aber zurückdrängen und vergessen; denn Pestalozzi hatte, bei der Tiefe und Großartigkeit seiner verbessernden Umschaffungspläne für Volkserziehung und Unterricht, ein so liebereiches Herz, daß er, um Vielen zu helfen, sich selbst vergaß und bis an sein Ende darin sich gleich blieb.

Heinrich Pestalozzi war der Sohn eines Arztes und wurde am 12. Januar 1746

Pestalozzi's Bildung besonders verdient machen, hat er mit wahrer Verehrung jenen Bodmer genannt, der durch seine literarischen Streitigkeiten bekannt geworden ist; von ihm lernte er die alten Schriftsteller Griechenlands und Roms leidenschaftlich lieben und einen beharrlichen Gleichmuth, der es ihm möglich machte, seiner Idee im Außern alle möglichen Opfer zu bringen, die Andern sehr schwer zu fallen pflegen. Erst wollte er Geistlicher werden, weil ihm jedoch diese Laufbahn zu wenig Spielraum bot, wandte er sich der Rechtsgelehrsamkeit zu und schrieb, obgleich seine Schulzeugnisse in manchen Punkten sehr schlecht waren, etwas über die Gesetzgebung der Spartaner. Nun hätte er gern durch ein öffentliches Amt in der Staatsverwaltung der Schweiz sich thätig gezeigt; allein er stand immer entschieden auf der Seite der Armen und Unrechtleidenden, und das verschloß ihm alle Wege. Wie sollte



er nun seiner Liebe zum Volke und seinem Drange genügen, der Bedürftigkeit des großen Hausens, welche er schon damals in dessen geistiger und sittlicher Verwahrlosung fand, abzuheffen? Unterdeß hatte er jedoch Rousseau's „Emil“ und die in diesem Buche entwickelten Gedanken über Erziehung kennen gelernt, auch manche Versuche seines Großvaters, Schule und häusliche Erziehung in Einklang zu bringen; er faßte also den Entschluß, Schulmeister zu werden, und, um das dem Landvolk sein zu können, sich dem Landbau zu widmen. Er wollte den Schlandrian des gewöhnlichen Unterrichts abschaffen, wollte unter den Kindern leben, ihre Neigungen studiren und leiten, sie an Ordnung und Thätigkeit und helle Einsicht gewöhnen, um sie bei allem äußern Drucke doch innerlich frei zu machen. Er trieb ein Jahr die Oekonomie bei dem Berner Tschiffeli, verband sich mit einem reichen Handelshause in Zürich, um den Anbau des Krapps zu befördern und kaufte von seinem Erbe bei Kenzburg im Aargau ein Landgut, den Neuhof. Dies geschah 1768 und ein Jahr später verheirathete er sich mit Anna Schulthes aus Zürich, die ihr ganzes Leben hindurch bis zu ihrem Todesjahre (1816) ihrem Manne als ein Schutzengel mit Rath und Trost zur Seite gestanden; selbst auf ihrem Grabe hat er sich später noch Kraft in seinen Leiden geholt. Pestalozzi verstand den Haushalt nicht, und sein Mangel an Ordnung ließ ihn mit seinen Plänen in Neuhof scheitern; aber doch nahm er in seiner Noth (1775) noch über fünfzig Bettelkinder von der Straße in Kost und Pflege, denen er immer zur Seite blieb und die Arbeit zur Schule machte, bis die völlige Zerrüttung seines Vermögens die Kinder zerstreute und ihn zur Verpachtung seines Gutes nöthigte. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße schrieb er — „ich würde Perücken machen, um für Weib und Kind Brod zu verdienen,“ war sein Grundsatz — das Volksbuch „Lienhard und Gertrud,“ das (1781) in Berlin erschien und solches Aufsehen erregte, daß die Berner ökonomische Gesellschaft ihm ein Dankfagungsschreiben nebst fünfzig Dukaten und einer goldenen Ehrenmünze desselben Werthes übermachte, er auch von manchen bedeutenden Männern Einladungen erhielt. Doch er verließ Neuhof nicht, dessen Ertrag sehr gering war und das ihm viel kostete; obgleich auch die fernere Schriftstellerei bewies, daß er dafür nicht gemacht sei und noch weniger für Gelderwerb durch die Feder.

Da schlug die französische Revolution in die Schweiz herüber; das Volk sollte frei sein und stieg im Werthe, folglich auch der Volksmann Pestalozzi, den man (1798) zum Direktor einer Mutterschule im Aargau machen wollte; schlimme Ereignisse traten indes dazwischen. Die alten Kantone standen gegen die Franzosen und die neue helvetische Regierung auf, am 9. September wurde Stanz eingenommen, die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüstet. Ueber hundert Waisenkinder mußten ihre Heimath verlassen, aus allen Gegenden der Schweiz wurden Unterstützungen hingeschickt, und auf den Rath des Pfarrers Businger wollte man ein Waisenhaus errichten. Nun litt es unsern Pestalozzi nicht länger daheim; sein Herz brannte, den Waisen in Stanz Vater zu werden, und er wandte sich mit Genehmigung der Regierung dorthin. Hier, in einem fast unwohnhabaren Gebäude voll Unrath und Feuersüchtigkeit, umgeben von einer stets wachsenden Anzahl von Kindern, von denen er nie eins zurückwies, fühlte er sich glücklich. Nur von einer Magd unterstützt, war er diesen Kindern, die er meist Morgens aus Häusern in der Nachbarschaft zusammenholen mußte, da es an Betten fehlte, Alles; er war Vater, Mutter, Krankenwärter, Lehrer; er wusch und kämte sie, er reinigte sie von Ungeziefer und Untugenden, an denen manche dieser vier- bis 10jährigen Waisen sehr reich waren, und unterrichtete sie ohne Bücher und andere Lehrmittel auf einer Tenne, wo er oft unter ihnen stand mit offener Brust und Hemdärmeln, wie das auch später noch seine Sitte war. Bald liebten ihn die Kinder wie ihren Vater, und sich unter einander als Geschwister; aber die Anstalt, wo er auch die ersten Versuche gemacht, die Kinder gegenseitig sich selbst unterrichten zu lassen — die spätere Bell-Lancaster'sche Methode, die eigentlich Pestalozzi's Namen tragen sollte — mußte 1799 aufgegeben werden, weil die Franzosen Nidwalden besetzten und ein Spital in Pestalozzi's Lokal angelegt wurde. Dies gewaltsame Enden seiner Wirksamkeit machte ihn krank, und die Aerzte schickten ihn nach dem Gurnigel-Bade. Doch er war in vollem Feuer, er mußte wieder schulmeistern, es drängte ihn unwiderstehlich, so daß er sich im wahren Sinne des Worts in Burgdorf in einer Klippenschule eine Stelle als Unterschulmeister erbettelte, wo er indes vom Vorsteher der Anstalt bald als Kezer verdächtigt wurde, weil er — jenen sonst hätte aus dem Amte treiben können.



Endlich brachte es der Dolder dahin, ohne Entschädigung auch in der Stadtschule unterrichten zu dürfen, und hier sprach am 31. März 1800 die Schul-Aufsichtsbehörde es aus, daß der Mann die Fähigkeit besitze, die Kräfte der Kinder besonders hervorzurufen und ihre Anlagen zu entwickeln, so daß sie überraschende Fortschritte machten. Eine Brustkrankheit unterbrach diese Thätigkeit, aber er lernte damals einen Mann gleichen Geistes und Strebens kennen, Krüsi, dem er den Plan eröffnete, zu Burgdorf eine Erziehungs-Anstalt zu gründen. Dies war das bekannte „Pestalozzi'sche Institut“, welches bis 1825 bestand, zuerst in Burgdorf, dann in Münchenbuchsee, von wo es zuletzt nach Ifferten verlegt wurde. In dieser weitberühmt gewordenen Anstalt bildeten sich jene Männer, welche Pestalozzi's Weise des Unterrichts fast in alle Länder verpflanzt haben. Zunächst wurde dem Stifter (1801) das Burgdorfer Schloß eingewäumt und ihm eine Anzahl armer Waisen auf öffentliche Kosten anvertraut. Die Umgebung des großen Mannes und die Einrichtung waren ärmlich; aber er arbeitete mit Begeisterung, machte täglich neue Entdeckungen in seiner Unterrichts- und Erziehungskunst und schrieb die Bücher: „Das Buch der Mütter“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Selbst angesehenen Staatsmänner wurden aufmerksam auf die Anstalt und der große Philosoph Fichte empfahl dessen Grundsätze, um eine Wiedergeburt Preußens bewirken zu helfen. Pestalozzi wäre nun auch wohl äußerlich ein glücklicher Mann geworden, hätte er die doppelte Gabe besessen, einmal die practische und öconomische Seite der Stiftung mit Umsicht zu bedenken, und dann Kraft und Klugheit genug, sich die Anstalt und die Lehrer nicht über den Kopf wachsen zu lassen. In Burgdorf war er noch der gute Geist der Anstalt, Alles idyllisch, heiter und einfach; aber später fanden sich in Ifferten reiche Zöglinge ein, man brauchte mehr Lehrer und Lehrmittel, und Pestalozzi, dem 1802 der Berner Erziehungs-rath das Zeugniß gegeben, nun seien die unumstößlichen, allgemein geltenden Geseze des Elementar-Unterrichts gefunden, gerieth in die Hände von Männern, die, bei aller Geschicklichkeit als Lehrer, ihn mißbrauchten, „der“, wie er selbst gesagt, „von Kindesbeinen das Spielzeug Anderer gewesen.“ Er machte unsäglich traurige Erfahrungen und ließ sich oft wegen seines zu festen Glaubens an gewisse Persönlichkeiten

auf Irrwege leiten, die dann ihm selbst zur Last gelegt wurden. Kamen also auch die Zöglinge aus Rußland, England, Italien, Spanien, Frankreich und Amerika: Pestalozzi's freundliches Gemüth beseele die Anstalt nicht mehr, und das aus zu großer Ausdehnung derselben entstehende Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, dann auch die durch Fremde einreisenden Untugenden wirkten so nachtheilig, daß schon um 1819 der Verfall desselben fast offenkundig war. Der Lehrer Schmidt, der den Greis zuletzt ganz nach seinem Willen lenkte, unternahm, um den Mangel an Mitteln zu heben, eine Herausgabe der sämtlichen Werke Pestalozzi's — was that auch jetzt noch Pestalozzi? Er ließ nicht von den schönen Träumen seiner Jugend, wie es Andere genannt haben würden, und gründete von dem Ertrage auf dem Bauerhofs Elyndi bei Ifferten eine Schule für arme Waisen, die jetzt wieder von Pestalozzi selbst zu trefflichen Lehrern gebildet wurden. Auch diese Schule gieng, gleich der zu Ifferten, zu Grunde, der Greis zog 1825 nach Neuhof, das sein Groß-Sohn Gottlieb in Pacht hatte, und schrieb seine „Lebensgeschichte“ und seinen „Schwanengesang.“ Zuletzt wollte er noch auf Neuhof eine Armenschule einrichten, aber er starb am 17. Februar 1827 im einundachtzigsten Jahre mit der Erklärung: daß er seinen Beleidigern verzeihe und mit dem Wunsche: daß ihm nur ein Feldstein mit seinem Namen zum Denkmal werden möge. Die Bestrebungen Pestalozzi's sind für den Unterricht in fast allen Ländern Europa's, ja bis zu fernen Welttheilen von Einfluß gewesen, und seinen Charakter zeichnete er schon 1782 in folgenden Worten: „Ein Kind will ich bleiben bis in's Grab, stets lieben, glauben und mich an Andere anschließen, wie ein Kind; noch so oft getäuscht, will ich immer wieder vertrauen zu dem Menschenherzen fassen und dem Klugen wie dem Thoren verzeihen, wenn sie das Ihrige thun, um mich irre zu machen.“ Ja, er ist ein Kind geblieben in seinem Gemüth; darum hiengen auch die Kinder so sehr an ihm und er selbst wurde ruhig in der höchsten Aufwallung, wenn er einen Blick in das Antlitz eines Kindes geworfen. Würdigen wir nun seine Verdienste um den Unterricht und die Erziehung, sagen wir nun in Kürze: er wollte in noch so viel Kenntnissen keine wahre Bildung finden, sondern in der Weise, wie die Kenntnisse eines Menschen sein Eigenthum



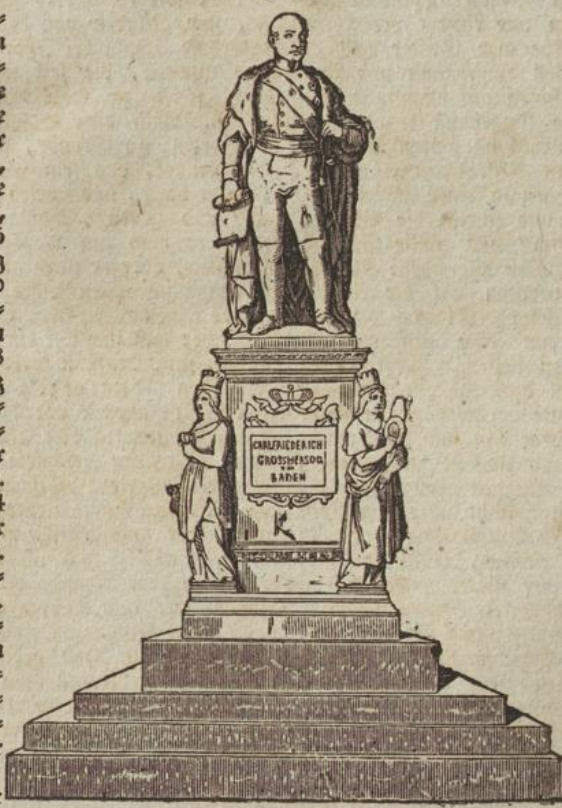
geworden. Darum sollte die Natur des Kindes in seinen Anlagen und Kräften und der Gang ihrer Entwicklung allein als Richtschnur dienen; Alles sollte von der frühesten, sinnlichsten Erkenntniß der Dinge, der Anschauung ausgehen, denn jedes Urtheil, das sich nicht auf Anschauung gründet, läuft nach Pestalozzi auf „Maulbraucherei“ hinaus. Die erste Erziehung müsse von der Mutter ausgehen, sagte er, denn da solle erst das Herz gebildet werden; später treffe die Reihe der Ausbildung die Vernunft, da müsse der Vater und Lehrer für die Mutter eintreten. Dadurch werden

Schüler gebildet, die, was sie gelernt haben, auch Andern wieder beibringen können. Und so sollte auch in der Religion den Kindern Alles zur klaren Einsicht, zur Aufnahme in's Gemüth gelangen, und Fleisch und Blut werden; erst muß das Kind Sinn für Frömmigkeit und christliche Menschenliebe haben, ehe man ihm — wie Pestalozzi selbst sagt — „die Sätze der Religion ins Gedächtniß bohrt. Was hilft dem Menschen ein faules Wissen? Alles soll in ihm zur Kraft, zur sittlichen Kraft werden; das Andere will nichts bedeuten in diesem Vergleiche.“

### Das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in Karlsruhe.

Diesem vortrefflichen Regenten, dem Enkel Karls des Dritten, der Karlsruhe erbaute, der zuerst die Feudallasten, als er noch Markgraf war, aufhob, seinem Lande eine Verfassung gab, und unter dessen 65 jähriger Regierung das badische Land aufblühte, ließ Großherzog Leopold ein Denkmal setzen, das auf dem Schloßplatz zu Karlsruhe aufgestellt wurde und seit dem eine Zierde der Stadt geworden ist. Am 22. Nov. 1844 wurde dasselbe unter Anwesenheit Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs mit den großh. Prinzen, den anwesenden fremden hohen Herrschaften, den Ministern und Hof-Chargen und den Mitgliedern der Kammer feierlichst enthüllt.

Herr v. Dusch, der



Minister des großh. Hauses, begann die Feierlichkeit mit einer Festrede, worauf die auf granitenen Stufen und ehernem Piedestal stehende Bildsäule unter stürmischem Jubel des Volkes, unter Kanonendonner, dem Geläute aller Glocken und dem Absingen der Festhymne von den anwesenden Sängervereinen, enthüllt wurde. Zum Schlusse wurde die Rede des Hrn. v. Dusch gedruckt vertheilt und Denkmünzen, auf dem Avers mit Bild und Namens-Inscription Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs Leopold, auf dem Revers Nachbildung des schönen, so wohlgelungenen Denkmals mit der Inschrift: „Seinem Vater Karl Friedrich 1844“, ausgegeben.

Dieser hochherzige

Großherzog wurde 1728 geboren, kam 1746 zur Regierung und starb den 10. Juni 1811, 83 Jahre alt.



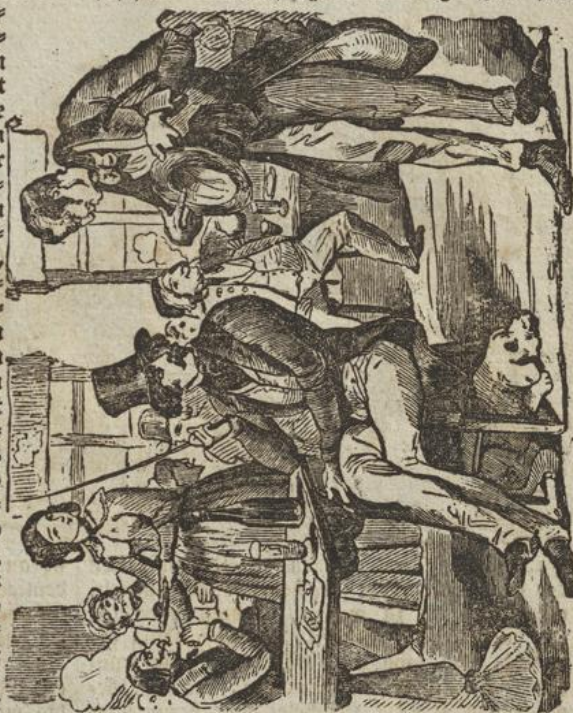
## Die Verwechslung.

Vor noch nicht gar langer Zeit saß in einer bekannten Brauerei, wie das sehr häufig der Fall zu sein pflegt, eine sehr gemischte Gesellschaft im geräumigen Saale des anständigen Wirthshauses. Künstler, Schriftsteller, Literaten, Kaufleute, Handwerksleute und Arbeiter, Arme und Reiche, Spitzbuben und ehrliche Leute, Alles wogte bunt durcheinander. Es herrschte eine drückende Hitze in dem angefüllten Lokale, und die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit bezügl. ihrer Formverschiedenheit und Umfangsreichhaltigkeit im Interesse der phrenologischen Wissenschaft studirt, und das Resultat seiner kritischen Betrachtungen war die Ueberzeugung, daß der neue Hut, einem der anwesenden Künstler gehörig, der in freundschaftlich nachbarlicher Berührung mit dem seinigen stand, entschieden besser sei, als dieser. Aufgeklärt und erhaben über das lächerliche Vorurtheil, über das fide Recht des Besitzes und Eigenthumes, stand er auf, probirte denselben, besah sich darin wohlgefällig im Spiegel — der neue Hut paßte zu dem lumpigen Anzug wie Manschetten einem Kater — und schritt beruhigt damit ohne weiteres der Thüre zu. Der Eigenthümer des Hutes hatte jedoch das Manöver des Gauners beobachtet und mochte wohl noch nicht den rechten Begriff der communistischen Principien und Uebergriffe des Entwenders inne haben; denn schnell eilte er diesem nach, nahm ihm den Hut vom Kopfe und setzte denselben auf's Haupt. Der Industriemitter kam aber durch diese friedliche und lautlose Reklamation des bestohlenen Eigenthümers durchaus nicht außer Fassung. Er musterte noch einmal die Hüte durch, hielt es nun aber doch für gerathener, in der Meinung, die heil. Hermandad könnte sich denn vielleicht doch noch nicht zu seinen Ideen über Besitz aufgeklärt haben, seinen eigenen Hut herabzunehmen.

Freundlich grüßend nahte er sich jetzt dem Besitzer seiner vorigen Kopfbedeckung. „Ver-

zaglichkeit hatte der Vorsicht, das bewegliche Eigenthum auf dem Kopfe zu behalten, den Krieg erklärt. In bunten Reihen hieng daher der lästige Conuenienzswang, der Hut oder wie ihn ein Ueberlinger Original nennt, der Thurm, alt und neu, schwarz und grau, ganz und zerlegt, an dem Nagel.

In bedächtlicher Ruhe hatte ein Mitglied des Lumpacivagabundusordens mit communistischem Untersuchungstalent lange Zeit jene



zeihen Sie, mein Herr; ich war vorhin im Irrthume, als ich unsere Hüte verwechselt; aber sehen Sie, entschuldigte er sich und dabei deutete er auf den Boden seines alten zerlegten, lumpigen Schabesdeckel, der sonderbar mit dem glänzenden Filze des Künstlers contrastirte, „wir haben eben die nämliche Etiquette.“



## Die üblen Folgen der Pressfreiheit.

Wie im Menschenleben Alles zwei Seiten hat, eine gute und eine schlimme, so ist es auch mit der Pressfreiheit, die in unserer Zeit immer mehr als eine gebieterische Forderung an den Staat hervortritt. Gewiß aber hat noch keiner ihrer begeistertsten und wahrsten Vertheidiger an ihre nachtheiligen Folgen gedacht, die der Wanderer zu Ruz und Frommen seiner geneigten Leser in einem wahren Hi-



hen. Dieser schien indessen die Demonstration der guten Frau, die ihre hohle Rechte hinhielt, nicht verstehen zu wollen, sondern unterhielt sich mit einem Bekannten, den er zufällig getroffen, und schwazte diesem in seinem trunkenen Glend, in einer Sprache, die ein Gemisch von Ernst, Heuchelei und heruntergekommenen Geisteskräften darbot, viel von christlicher Liebe und Aufopferung für König und Vaterland, von der Schädlichkeit der Opposition, von den Mißbräuchen der Presse u. s. w. Doch die Wirthin schien von seiner Unterhaltung nicht sehr erbaut, denn unwillig mahnte

störchen, das sich kürzlich in einem bekannten Orte zugetragen, mittheilen will.

Ein früher sehr renommirter und geachteter Student, ein Mann von Geist und Talent, der nur den einzigen Fehler hatte, daß er sich dem Laster der Trunkenheit zu sehr ergab, war vor ein paar Jahren, nachdem er große Reisen in fremde Welttheile gemacht, wieder glücklich in sein Vaterland zurückgekehrt. Seine Freunde nahmen den in elendem Zustande Zurückkehrenden freundlich auf und versuchten, ihn auf jede mögliche Art von seiner alten üblen Gewohnheit abzubringen.

Aber umsonst; in seligem Laumel wackelte er jeden Tag von einem Wirthshause ins andere und manche Wirthstafel zeigte mit großen Lettern seinen Namen; da es bei ihm auf diese Weise gar manche Augenblicke gab, „wo man vergebens einen Groschen in der Tasche sucht.“ So trat er denn eines Morgens in eine Bierwirthschaft, in der sein Name schon mehrmals hinter dem Ofen figurirte, und mit scheelen Augen brachte die Wirthin die verlangte Halbe, blieb auch, mißtrauisch des Geldes harrend, bei ihrem Gaste stehen an Bezahlung und verwies ihn mit unzuweideutigen Worten an die über der Thüre sich befindende Warnungstafel, auf der gedruckt zu lesen stand: „Um Irrungen vorzubeugen, bittet man, sogleich zu bezahlen.“ Mühsam erhob der Gepeinigete sein sorgenschweres Haupt, las mit klopfendem Herzen die inhaltschwere Inschrift und wandte sich hierauf mit einem tiefen Seufzer in einem Tone, der durch praktischen Beweis die Wahrheit seiner vorhergegangenen Reden bekräftigen wollte, mit den Worten an seinen Bekannten: „Da sehen Sie, das sind die traurigen Folgen der Pressfreiheit!“



## Was soll ich aus meinem Sohne machen?

Moriz Frank mußte sich von Jugend auf viel umtummeln, da er, in Armuth aufgewachsen, frühzeitig auf sich selber gestellt war und, guten Gemüths, gern den sich plagenden Eltern zu Hülfe kam. Jetzt ist er ein Greis, hat aber im alten Kopfe Schätze der Erfahrung und dabei ein jugendlich frisches Herz, dient Jedem gern mit Rath, wenn er von ihm begehrt wird (Denn er dringt ihn nirgends auf!), und mit

Zu ihm kam nun neulich ein alter Bekannter, der eine nicht sehr einträgliche Anstellung hat, mit der Frage: „Sagen Sie mir, lieber Herr Frank, was soll ich aus meinem Sohne machen?“

„Nichts sollen Sie aus ihm machen, nichts, lieber Herr Nachbar!“

„Gott behüte! Soll ich denn einen Laugenichts aus ihm werden lassen?“

„Sie verstehen mich nicht! Sie sollen nichts aus Ihrem

ter Stelle. Es gibt wirkliche geheime Räthe, denen selbst unheimlich zu Muth ist; das Schwert der Gerechtigkeit ist oft denen gegeben, die besser mit der Elle umgehen, vielleicht hinter ihrem Ladentisch ehrlich verkaufen würden und an dem Rechtstisch mehrliche Verkäufer oder Werkzeuge Anderer werden. Sie kennen den Buchstaben der Gesetze, denn sie haben ein gutes Gedächtniß — das gar oft von der Beurtheilungskraft verlassen ist — aber sie sind nicht in den Geist des Gesetzgebers eingedrungen, und die heilige Schrift sagt ja schon: der Geist macht lebendig und das Wort tödtet. So haben viele Eltern ihre Söhne der Arzneikunst gewidmet, um die Stätten des Lebens zu leeren und die der Todten zu füllen; sie kennen die Mittel, aber nicht die Krankheiten. Mancher hat die Kanzel besteigen müssen, damit er aus schläfrigen Christen schläfrige Menschen mache. So ist es überall. Es gibt Philosophen, von denen alle Welt weiß, daß sie nichts von der Weltweisheit wissen; — Künstler, bei denen es gar keine Kunst ist, sie als Pfluscher zu erkennen; — Componisten, die Alles gelernt, aber keine Empfindung mitgebracht haben; — Schriftsteller, die jeden Ausbruch eines vertrockneten Herzens und eines verbrannten Ge-

zats, wenn diese von Frank's eigener Prüfung als gut anerkannt ist. Er verwaltete früher ein untergeordnetes Amt im Staatsdienst, entsagte aber diesem, als seine treffliche Gattin einen Dheim beerbte, und der Landwirthschaft kundig, gern in dieser Weise thätig werden mochte. Da wurde ein mäsiges Gut gekauft, und jetzt ist auch Frank ein umsichtiger und arbeitsamer Landwirth.

Sohne machen, er selbst muß etwas aus sich machen. Sehen Sie, es gehört zum verkehrtesten Treiben, daß aus so vielen Menschen etwas gemacht wird, wozu sie sich nicht selbst gemacht haben, und dies Unheil wuchert in den obersten, wie in den untersten Ständen. Aber alle diese von Andern zu etwas gemachten Menschen sind meist zu ihrem Unglück und zum Nachtheil des Ganzen auf unred-



hirns für Poesie oder Witz halten; Kaufleute, die zum Bankerott wie berufen sind, und dies Alles kommt daher, weil man aus ihnen etwas machen wollte, und es ihnen nicht überlassen hat, selbst Etwas aus sich zu machen.“

„Mein Sohn ist aber doch nächstens in dem Alter, wo seine Bestimmung sich entscheiden muß; ich habe also mehr als je an seine Zukunft zu denken.“ — „Freund, diese Sorge ist Ihre Pflicht; wenn Sie aber Ihren Sohn wider seine Neigung zu der Wahl eines Standes bestimmen wollen, so kann nichts Rechtes aus ihm werden und Sie sind die Ursache seines Unglücks. Geben Sie ihm eine gute Erziehung, d. h. eine solche, deren Hauptbegriffe in den zwei Worten liegen: gehorchen und entbehren. Hat er beides gelernt, so wird es ihm wenigstens nie an Zufriedenheit, dem ersten Erforderniß zum Glück, mangeln. Auch dem freiesten Menschen fehlt es im Leben nicht an Hemmungen, und Mancher, der über Schätze der Welt gebietet, hat doch Augenblicke, wo er das nicht erkaufen kann, was er wünscht, und wo er sich elend fühlen wird, wenn er nicht geübt ist in der unentbehrlichen Kunst, zu entbehren.“ — „Das ist gewiß Alles wahr und schön, lieber Herr Nachbar; ich wünschte aber



doch gern Ihren Rath, was mein Sohn werden soll?" — "Soll und immer soll? — vom Wollen ist die Rede! Prüfen Sie seine Anlagen, seine Reigung, und danach entscheiden Sie. Zuvor reinigen Sie sich aber ja von dem falschen Ehrgeiz, daß er nicht einen Stand oder ein Gewerbe wählen dürfe, wobei Sie sich erniedrigt glauben. Ein geschickter Handwerksmann ist tausendmal achtbarer, als ein ungeschickter oder mittelmäßiger Beamter. Viele Menschen sehen den Staat für ein großes Speisehaus an, in welchem sie und die Ihrigen für sich den Tisch stets gedeckt finden; aber glauben Sie mir, ein einziger Arbeiter, der etwas für Tagelohn schafft, und wär' es das Geringste, hat für den Staat eigentlich höheren Werth, als manche Angestellte, die oft weit mehr verbrauchen, als sie, nach rechtlichen Grundsätzen, verdienen. — Fragen Sie übrigens alle Beamtete, von welchem Zweige der Staatsverwaltung sie sein mögen, ob sie nicht zu einer andern Lage sein möchten? — Je mehr lobenswerthe Eigenschaften er entwickelt, desto mehr wird er den Neid aller derer reizen, die mit ihm nach gleichen Ziele streben; geschäftig sind nun Verdruß und Verläumdung. Darum, Freund! wünschte ich Ihrer und Ihres Sohnes wegen, daß er sich einem Stande widme, wo er, wenn er das Seinige gelernt hat, am unabhängigsten leben und sein Dasein genießen kann. Weit von Jupiters Spitze, weit von Jupiters Blize!" — Wäre ich noch jung und in einer Lage, welche mir die Wahl eines Erwerbzweiges nöthig machte, so würde ich z. B. für Landwirthschaft und Gärtnerei mich entscheiden. — Wie ich von allen öffentlichen Aemtern denke, habe ich Ihnen eben gesagt; der Handwerker, der Künstler hängt mehr oder minder doch von der Mode, von den Launen der Menge ab, der immer das Neueste lieber ist als das Beste, und auch der klügste Kaufmann kann durch die Schleicherei und Schleichthigkeit Anderer um das Seinige kommen. Der Landmann und der Gärtner aber sind unmittelbar in der Hand der Vorsehung. Mißwachs, Hagelschlag und Nachtfröste können seine schönsten Hoffnungen zerstören; die Macht, welche diese Verwüstungen über ihn verhängt, ist jedoch die Macht eines allliebenden Gottes, der oft durch heilsames Mißgeschick das Glück fördert, und den Gebogenen aufzurichten weiß. Selbst bei Krieg, bei aller Zerstörung, bei Raub und Brand bleibt doch dem Heimgesuchten Grund und Boden. — Hat indeß Ihr

Sohn Künstler-Beruf — den man jedoch nicht verwechseln muß mit dem unbedeutenden Hang zur Nachahmung, der, oft für wahres Talent ausgeschrien, die Schranken des Mittelmäßigen nie überfliegt — so lassen Sie ihn ungehindert diese Bahn gehen. Der wahre Künstler behauptet unter allen Stürmen der Verhältnisse die eigene schöne Welt in sich; ihn erkräftigen, ihn entschädigen für die flache Alltäglichkeit des Erdentreibens die Schöpfungen der Phantasie. Dieses trostvolle Entweichen der Wirklichkeit, selbst in Sorge und Kummer, ist ein köstliches Angebinde des Talents, das jeder Vernichtung widersteht."

"Ja, lieber Nachbar Frank, ich wollte, mein Sohn hätte dies Alles gehört; denn so, wie Sie das auszusprechen wissen, kann ich ihm doch nicht sagen." — "Schicken Sie ihn her; ich will es ihm wiederholen; mit den nämlichen Worten wird es nicht geschehen, aber mit dem nämlichen Sinne. Meine Ansichten sind nicht die Einfälle des Augenblicks, sondern meine innerste Uebergzeugung, die nach vieljähriger Erfahrung sich festgestellt hat, und ich bin ihrer sicher."

So hat denn Frank den Jungen sich kommen lassen, ihm manche Richtung menschlicher Thätigkeit im Bilde bezeichnet, auch das Obige zweckgemäß wiederholt und ihn dann seinem eigenen Nachdenken überlassen, damit er aus sich heraus die Wahl treffe und seines Glückes Schmied sei. Er hat wirklich ein Handwerk erlernt, bei dem er sich in der Welt umsehen kann, und als der Gesell nun seine erste Wanderschaft antrat, schrieb ihm Frank ins Wanderbuch:

„Ein männlich echter Mann,  
Der hält sich immer frei  
Von And'rer Gängelei,  
Weiß, was er will und kann,  
Ist selber sich der Mann,  
Und steht noch Schwäch'ren bei!"

#### Die verdiente Belobung.

In einem Städtlein wurde die Polizei von einem alten guten Herrn gehandhabt, der aber eigentlich nicht der Herr war, sondern sein Christian, der Rathsbdiener, war's, der für seine rechte Hand galt und für seinen Kopf dazu. Im Städtchen war nun nicht alles in der besten Ordnung, denn der Christian pflegte zu sagen: Wozu soll man die Menschen doch plagen! und es liefen täglich Klagen ein, die dem guten Herrn sehr zu Herzen giengen. Darum sprach er, da er sich vorgenommen, dem Unrecht zu



feuern, eines Tages: Mir ist gesagt worden, in der Nacht, wenn ich die Augen schliesse, gienge es gottlos auf den Straßen zu, und wäre Niemand des Lebens sicher, darum, die weil die Nachtwächter ihren Dienst nicht versehen, wie sich's gehört. Nun sind's zwar fränkliche Leute und fast sämmtlich von der Gicht geplagt, ich glaube auch, daß es ihnen schwer fällt, bei der Nacht Wache zu thun, aber ich werde sie dennoch strafen, wenn ich hinter die Sache komme, und bin dessentwegen gesonnen, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören. Es soll deshalb die große grüne Rathskutsche angespannt werden, und ich will mich darin an jede Straßenecke begeben, und wohl aufmerken, ob die Stunden gehörig geblasen und abgesungen werden.

Der Christian aber bestellte Punkt 10 Uhr die große grüne Rathskutsche und einen Nachtwächter dazu, und als der gute alte Herr darin saß, stand der Nachtwächter mit dem Horn hinten d'rauf. An jeder Straßenecke, wo nun still gehalten wurde, sang dieser sein Lied mit heller Stimme, und blies so gewaltig in sein Horn, daß dem guten Herrn in dem Wagen die Augen übergiengen und die Ohren dröhnten. Da sprach der Herr zu seinem Christian: Wie ist doch die Verläumdung und Schmähsucht so groß in der Welt! mir ist, als hätte ich die Nachtwächter in meinem Leben nie so stark und vernehmlich gehört, und sollen die Leute morgenden Tags eine Belobung erhalten, weil sie ihre Schuldigkeit so unverdrossen üben. Des andern Morgens erhielten sie ein Belobungsschreiben, und pflegten nun wieder hinfüro bei der Nacht ihrer Gicht und blieben im Bette. Im Städtlein aber gieng es laut her auf den Straßen, und wenn darüber geklagt wurde, lächelte der gute Herr und sprach: Es hat ein Jeder seine Feinde, also auch die Nachtwächter.

Kaspar, der Kutscher; oder wie gewonnen, so zerronnen.

Kaspar, der Kutscher, trat eines Morgens in das Zimmer seines Herrn, des Grafen, und sagte: Er bitte auf ein Jahr um Urlaub. Auf die Frage des Grafen: warum und wohin? antwortete Kaspar: „Sie müssen wissen, daß ich in der Lotterie 10,000 Rthlr. gewonnen habe; und da ist mir's denn in den Sinn gekommen, ich möchte auch einmal einen großen

Herrn spielen; und so will ich mir dann zuerst eine Kutsche kaufen mit einem paar Rapen, und einen Kutscher miethen, der mich und die Pferde bediene, und dann nach Wien in Oestreich fahren, und dort vollauf leben, so lang der Beutel reicht. Wenn's aber aus und am Ende ist, dann komme ich wieder, und werde Ew. Gnaden bitten, daß Sie mich wieder in ihren Dienst auf- und annehmen.“ Der Graf schüttelte verwundert den Kopf und wollte ihm seinen thörichtestn Entschluß ausreden, und ihn dazu bewegen, daß er das Geld auf Zinsen austhue, und sich sein Leben bequemer mache und für sein Alter sorge. Aber Kaspar blieb fest bei seinem Entschlusse und sagte: „Er habe einmal lange genug auf dem Bock gefessen; er wolle nun einmal versuchen, wie es sich sizen in der Kutsche selbst. Und der Herr Graf möge es ihm nicht für ungut nehmen.“ Wie der Graf sah, daß Kaspar sich nichts anderes bereden lassen wollte, so gab er ihm Urlaub; und da er ihn als eine ehrliche Haut kannte, und ihn auch sonst wohl leiden mochte, so setzte er hinzu: Wenn er über Jahr und Tag wieder komme, so wolle er ihn wieder in seine Dienste annehmen.

Also fuhr nach einigen Tagen Kaspar, der Kutscher, in seiner eigenen Equipage ab, und gen Wien zu. Als er dort angekommen war, logirte er sich in einem der vornehmsten Gasthäuser ein, wo nur Grafen und Barone und reiche Kaufleute wohnen. Da hieß es denn immer: Was schaffen Ew. Gnaden? Beliebt es Ew. Gnaden? Befehlen Ew. Gnaden? Und so meinte denn Kaspar zuletzt wirklich, er sei ein gemachter, vornehmer Herr. Die Bedienten im Hause aber merkten bald, wen sie vor sich hatten, und sie mischten darnach ihr Spiel. „Seine Gnaden,“ sagten sie, „sollten doch auch Gesellschaften geben und auf großem Fuße leben.“ Das ließ sich Kaspar, der sich geschmeichelt fand, nicht zwoimal sagen; und es aßen und tranken und lebten nun zwanzig Menschen, wie vornehme Herren, auf seine Kosten, in Hüll' und in Füll'. Noch war kein halbes Jahr verfloßen, als schon die Hälfte des gewonnenen Geldes verpraßt und verlumpt war. Das vornehme Leben war ihm ohnehin schon halb und halb verleidet, und er fieng nun an, über sich und seine Lage nachzudenken, und beschloß, sich ein wenig einzuschränken, damit er nach Verlauf eines Jahres doch noch ein kleines Sümmechen übrig behielte für seine alten Tage. Aber die lockern Gesellen hatten ihn



schon zu sehr in ihrem Netze gefangen, daß er ihnen nicht mehr so leicht entkommen konnte; und da er selbst nicht mehr Haar lassen wollte, so sammelte sie darauf, ihm auf andere Weise die Federn auszuzupfen. Einmal wurden Seine Gnaden gebeten: Sie möchten dem und dem aus großer Noth helfen, und Geld borgen; was denn auch Seine Gnaden in der Milde Ihres Herzens thaten. Ein ander Mal wurden Seine Gnaden auch gelegentlich bestohlen; und da dieß Seine Gnaden gar übel aufnahmen, und Lärmen machten, und einen Bedienten gar als Dieb bezeichneten, so wurde mit einer Injurienklage gedroht, der er sich nur durch eine bedeutende freiwillige Summe entzog. Die Zechen selbst wurden mit jedem Monate in dem Maße größer, als sein Essen und Trinken und sein Appetit geringer wurden. Endlich am Ende des eilften Monats, da er sah, daß es mit seinem Gelde auf die Reize gehe, beschloß er, Wien zu verlassen, und mit dem kleinen Reste seines Vermögens gemächlich und auf Umwegen in die Heimath zurückzukehren. Aber am Morgen, der zu seiner Abreise bestimmt war, wurden ihm noch von seinem Kutscher, der ein Spizbube war und ders mit den übrigen gehalten hatte, eine Menge falscher Rechnungen von Sattlern, Schmieden, Schneidern, Schustern und Kaufleuten gebracht, so daß er, um diese Schulden zu tilgen, und um nicht, womit man ihm drohete in Unannehmlichkeiten zu kommen, seine Equipage, Wagen und Kasse, verkaufen mußte. Der Erlös war so gering, daß er kaum so viel Thaler übrig behielt, als er Tausende gehabt hatte. Also trat er zu Fuß seine Rückreise an.

Nachdem er in der Stadt angekommen, wo sein Herr, der Graf wohnte, gieng er sogleich des andern Tages zu ihm, fröhlichen Muthes, und in der sichern Hoffnung, daß er bei demselben wieder ankommen werde. „Da bin ich wieder, Herr Graf,“ sagte er beim Eintritt ins Zimmer, „ich Kaspar, der Kutscher; und ich bitte Ew. Gnaden, daß sie mich wiederum im Dienst an- und aufnehmen.“ Der Graf, welcher ein freundlicher Herr war, lächelte und sagte: „Nun, Kaspar, weil Du Wort gehalten, so will ich das meine auch halten. Nun aber sage mir vor Allem zuerst, wie ist Dir's ergangen? und wie hat Dir das Herrenleben gefallen?“ Kaspar antwortete: „Das Herrenleben, Herr Graf, ist eben kein herrliches Leben. Ich hab's nun auch probirt und es reut mich just nicht, aber zum zweitemal möcht' ich es nicht

wieder versuchen; denn was kriecht man zuletzt davon, als Säure im Magen und einen Schalk im Herzen? Das wird sich aber alles wieder geben, wenn ich erst wieder in die Ordnung komme und zu den Pferden und auf den Bock.“ Der Graf lachte und sagte: „Er möge nur wieder an seine Arbeit gehen, wie vordem, und seine Sache gut verrichten.“ Das that er denn auch, und er blieb bis an sein hohes Alter, wo ihm sein Herr eine gute Versorgung auswarf, Kaspar der Kutscher.

### Traudl und Joseph.

(Mit einer Abbildung.)

Das Traudl im Stubbei-Thal konnte sich unter den hübschesten Tyrolerinnen sehen lassen, sie hielt's schon aus mit ihrem vollen aber doch zierlichen Wuchs und dem etwas gebräunten, aber feinen und gutmüthigen Gesicht, dessen feurig dunkle Augen den Burschen wohl warm um's Herz machen konnten, wenn sie einen ansah. Sie that's jedoch sehr selten, denn in ihrer Armuth ward sie des Gedankens gewohnt, daß sie doch kein Bub heimholen werde. Ihr Vater war bald nach ihrer Geburt umgekommen im blutigen Kampf des Jahres 1809, dem auch viel an Habe geopfert werden mußte, und jetzt lebte Traudl mit der kränklichen Mutter kümmerlich, obwohl Jene in sorglich tüchtiger Arbeit das geringe Gut beisammen hielt und zufriedenen Sinnes daran genug hatte. Ihr Behagen und Schaffen gefiel indeß dem Joseph Hasling im Stillen; er gieng dem Mädels wohl zuweilen nach und schwatzte mit ihr, was denn bald Redens gab. Besonders war sein Bruder Andreas nicht damit zufrieden, auf den die sehr einträgliche Erb-Wirtschaft von den ihnen früh gestorbenen Eltern kam, wogegen er dem Joseph seinen Antheil in Gelde herausgab. Dem Andreas also gefiel der Umgang seines Bruders mit Traudl nicht, und Joseph wurde oft ermahnt: er möge sich ein wohlhabend Mädels suchen, worauf dieser gewöhnlich gar nichts erwiderte. Endlich aber sagte er zum Andreas: ich werde mir etwas höher im Gebirg ein Haus zurichten und meine eigene Wirthschaft anfangen. Mit dem Drit, den er sich aussuchte, war er dem Traudl näher gekommen, und manchmal, wenn er dem Mädels begegnete, bat er sie wohl um dies und das, auch um Rath, wie's nun eben die künftige Wirthschaft erforderte. Das brachte denn





Gräudl und Josef.



die Beiden schon wieder um etwas näher, obwohl Traudl immer sehr scheu blieb.

Was man ordentlich anfängt, wird endlich fertig, so geschah's denn auch mit Joseph's Haus und Wirthschaft, wo er nun eben schon Gesinde in's Gedinge nahm und vorhatte, seinem Hause den Weihe-Schmans angebeißen zu lassen im Kreise der Verwandtschaft. Das sagte er dem Traudl, und bat: sie möcht' an dem Festtage seinen neuen Wesen und Gesinde in etwas vorstehen, damit er keinen Schimpf habe von der Einweihe. Sie hatt' es ihm auch versprochen, und als er's Traudl am Morgen in der Ferne erblickte, gieng er ihm entgegen. Da sah er in des Mädels Hand eine Kornblume und fragte: ob sie ihm diese wohl an seinem Hut befestigen welle? — „Gern!“ sagte sie und nahm den Hut. Jetzt aber erzählte Joseph: daß er von seiner Großmutter wisse, sie habe als Mädchen öfter an den Spizen der Blätter abgezählt: ob sie einen Mann bekomme, ob nicht; das könne ja, fügte er hinzu, Traudl auch einmal versuchen. Sie lachte und gieng unbefangen auf den Scherz ein, wobei sie denn herauszählte und mit heitrem Wort lächelnd veründete: daß sie keinen Mann bekomme, aber in das Lächeln schien sich eine Thräne zu mischen. Joseph war dem Traudl, da er die Spizen auch zählte, viel näher gekommen, wie noch jemals bisher und seine Hand lag auf ihrer Schulter. Als er nun jene Rede gehört, ward ihm zugleich weich und muthig um's Herz, so daß er ausrief: „Traudl, wenn Du willst, straf ich die dummen Spizen Lügen; Du brauchst nur Ja zu sagen, so hast Du mich!“ — Traudl sah ihn bebend an und dann verschämt nieder. „Halt's nicht für Spaß, bei Gott, 's ist Ernst!“ fuhr Joseph ängstlich fort, und Traudl wußte gar nicht, wie ihr zu Sinne wurde; plötzlich aber fühlte sie einen Kuß, den sie nicht abgewehrt hatte, so daß der entzückte Joseph fragte: „Nicht wahr, das heißt Ja?“ — Traudl nickte nur unwillkürlich ein Weniges mit dem Kopfe, dann aber rief sie erschreckt aus: „Es darf ja nicht sein, ich bin zu arm, Deine Verwandtschaft wird auf Dich schmälern, denn Du kannst leicht ein reiches und saubrer's Mäd'l haben!“ — „Ei, darum hab' ich mir eben meine Wirthschaft so gesondert und heimlich angelegt; wer mich und mein Thun nicht mag, hat's bequem, mir fern zu bleiben!“ — Dies sprechend lief Joseph mit seinem Schatz schon ohne weitere Worte zur Mutter und bei der

Einweihe stellte er den geladenen Gästen Traudl als seine Braut vor, ohne viel auf verschiedene durch solche Nachricht eckig gewordene Gesichter zu schauen. An sein Haus aber schrieb er den Spruch:

„Nicht draußen such' Zeichen, in uns sind die echten:  
Das Herz nur ist wahrhaft und leitet zum Rechten!“

Den Spruch hat ein Freund des Wanderers, der im Stubbei-Thal war, selbst gelesen und als er nach der Bedeutung fragte, erzählte ihm der, mit seinem muntern und fleißigen, auch noch immer sehr hübschen Weibchen „gar zu glückliche“ Joseph diese einfache Geschichte. Da er meinem Freunde kein Geheimniß daraus machte, erfuhr ich sie von ihr und Andere erfahren sie nun von mir.

### Der Vortrag

Ein junger Bursche, den man zum Soldaten gemacht hatte, sollte mit seinem Regiment zu Felde ziehen. Er hatte aber daheim eine Braut, welcher er gern noch ein Andenken hinterlassen wollte; darum gieng er zu dem Goldschmied und bestellte einen goldenen Fingerring, in welchen die Worte hineingegraben sein sollten: „leb' wohl, liebe Lise.“ Der Goldschmied hieß ihn, da die Sache Eile hatte, schon auf morgen wieder kommen, denn einen Ring von der gewünschten Größe hatte er vorräthig, und das Eingraben der Worte war bald geschehen. Als der Bursche kam, ließ er sich den Ring zeigen; da er jedoch selber nicht lesen konnte, bat er den Goldschmied, er solle ihm doch einmal sagen, wie die Schrift da innen laute. Der Goldschmied las ihm die eingegrabenen Worte vor, jedoch mit so gleichgültigem Tone, wie man etwa eine Nachricht aus dem Wochenblatte abliest. Der Soldat schüttelte den Kopf und sagte: diesen Ring könne er nicht brauchen; der Herr müsse ihn nicht recht verstanden haben, denn so hätte er's nicht bestellt. Der Goldschmied merkte wohl, mit wem er es zu thun hatte, und versprach, er wolle die Sache anders einrichten, bis heute Nachmittag solle der Ring ganz nach Wunsch fertig sein. Als der Soldat am Nachmittag wieder kam, und jetzt die anders eingerichtete Schrift vernehmen wollte, las ihm der Goldschmied die Worte: „leb' wohl, liebe Lise,“ in so weinerlichem Tone vor, daß dem ehrlichen Burschen vor Rührung die hellen Thränen an den Backen



herunter liefen. Er bezahlte nun gern, was für den Ring gefordert wurde, und lief dann zu seiner Braut, welcher er den Ring brachte, und die Worte die darinnen standen, eben so beweglich wie der Goldschmied vorlas. Und die gute Dirne mußte eben so sehr darüber weinen wie ihr Bräutigam; denn es that ihr gar zu leid, daß dieser so weit fort sollte, obgleich jener Feldzug sicher gefahrlos abgelaufen ist.

So kommt, sagte der Goldschmied, als er die Geschichte erzählte, gar viel auf den Vortrag an.

Wer zum Vogelfang will gehen,  
Muß auf's Pfeifen sich verstehen.

Ein Dieb, und doch kein Dieb.

Es verklagte jemand einen Andern: er habe ihn eines Diebstahls beschuldigt. — „Ich habe den Kläger keinen Dieb genannt,“ sagte der Beklagte zu dem Richter: „sondern ich sagte nur und behaupte es noch, wenn der Kläger mir meinen verlorenen Geldbeutel nicht hätte suchen helfen, so würde ich ihn wieder gefunden haben.“

Ein merkwürdiges Protocoll.

Zwei Gerichtsdienner wurden abgesandt, einen Schuldner zu verhaften, der sie aber bei Zeiten von seinem Fenster aus gewährte. Er verzögerte schnell seine Thüre und überhäufte sie nun von oben herab mit Schimpfworten, weshalb die Gerichtsdienner folgendes Protocoll aufsetzten: Herr N. N. hat uns von seinem Fenster herab geschimpft und gesagt, wir wären Schurken, Spizbuben, Schlingel und Esel, welches wir hiedurch der Wahrheit gemäß mit unserer Unterschrift bestätigen.“

Wer ist dumm?

Ein Franzose, der sich bereits 30 Jahre in Deutschland aufhielt und noch immer nicht deutsch verstand, rief einmal in seinem Unmuth aus: „Dumme Nation die teutsche, bin ich schon dreißig Jahr in die Land, und sie versteh mich noch nick.“

Wo die Franzosen Wicse erhalten.

Als die Franzosen 1812 nach Rußland zogen, bekamen dieselben in Mainz, wo das große Schuhmagazin war, doppelte Stiefel und Schuhe, welche aber noch ungeschwärzt und gelb waren. Einer, der der Austheilung zusah, fragte einen Juden: warum die Franzosen dies Lederwerk unangestrichen mitnahmen. „Herr,“ antwortete

der Jude, „die Franzosen bekommen wahrscheinlich in Rußland die Wicse.“

Esel, ein Zeitwort.

„Ist Esel ein Zeitwort?“ fragte ein Lehrer einen seiner Schüler. „Ja,“ antwortete derselbe, „denn man kann sagen: ich Esel, du Esel, er Esel!“

Der kluge Landstand.

Bei Eröffnung einer Ständerversammlung sprach der Bediente eines Landstandes, der eben nicht als der Klügste bekannt war, zu einem Kameraden; „Heute komm mit, Peter, in die Ständerversammlung, heute ist es der Mühe werth, mein Herr wird eine Rede halten.“ „So!“ antwortete Peter kalt, „ich dünkte das Beste was dein Herr in der Versammlung halten könnte, wäre, er hielte — das Maul!“

Dem Schadenfroh, geht's eben so.

Zwei Nachbarn, ein Zimmermann und ein Wundarzt, liefen bei dem Geläute einer Sturmglocke zu gleicher Zeit aus ihren Häusern, um zu sehen, wo das Feuer wäre. Als sie an den Ort kamen, fanden sie das Haus in vollen Flammen. Der Zimmermann sagte: „Seht, Herr Nachbar, mein Waizen blüht schon!“ Bei diesen Worten fiel er über einen Stein und brach das Bein. Der Wundarzt erwiderte ganz trocken: „Und mein Waizen ist schon reif.“

Die muthige Gräfin.

Nun vor der Einnahme Magdeburgs durch die Franzosen reifete die Gräfin W. in einem Wagen mit dem General K. schleunig von dort ab. Der Schall der Kanonen und des Geschotts kam dem eilenden Fuhrwerke so nahe, daß der General sehr unruhig wurde. Er beugte sich deshalb zum östern mit dem Kopfe über die Wagenthüre hinaus und sah rückwärts. — „Aber so sitzen Sie doch stille, wornach sehen Sie denn immer?“ fragte die muthigere Frau. — „Ja, mein Gott, die Franzosen! Wenn uns die Franzosen nur nicht kriegen!“ erwiderte der General. — „Nun, was wäre es denn weiter?“ fuhr die Gräfin fort; „dann bekommen die Franzosen ein paar alte Weiber!“

Vom Verschütten.

Jemand bekam von seinem Borgesetzten einen Verweis, daß er zu viel trinke, und als er



Entschuldigungen vorbringen wollte, erwiderte dieser heftig: „Schweigen Sie still; man sieht es ja an den Weinsflecken Ihres Rocks und Ihrer Weste!“ — „Ei,“ versetzte der Angeschuldigte, „die kommen nicht vom Trinken, sondern vom Verschütten her.“

#### Die Nebenpfennige.

Ein alter reicher Herr, dessen Bedienter die kleinen Ausgaben zu besorgen hatte, bemerkte, daß er manchmal betrogen wurde. „Höre Peter, sagte er daher zu seinem Bedienten, „ich weiß, daß du mich betrügst, und das kann ich nicht leiden; ich will dir künftig monatlich zwei Thaler mehr geben, wenn Du mir versprichst, mich nicht im Geringsten zu betrügen.“ Nach einem längern Besinnen erwiderte Peter: „Mein Herr, ich stehe mich so besser!“

#### Englische Bemerkungen.

Als vor Kurzem in einer Gesellschaft ein Engländer gefragt wurde, warum sich in unserer Zeit die Lust zum Heirathen so vermindere? erwiderte er, das komme daher, daß die Frauen jetzt seien, wie die Lilien auf dem Felde: sie nähern nicht, sie spinnen nicht, und sind doch herrlicher gekleidet, als Salomo in aller seiner Pracht.

#### Die fetten Gänse.

Ein Mann, Namens Hager, hatte sich alle Mühe gegeben, einige Gänse recht fett zu machen. Ein lustiger Mensch stahl sie eines Abends, und stellte dafür einige magere hin mit einem Zettel:

Guten Morgen, Herr Hager,  
Gestern waren wir fett, heut sind wir mager!

#### Der Berliner und sein Diener.

Ein Herr in Berlin, welcher verreisen wollte, trug seinem Bedienten auf, ihn in der Nacht um 2 Uhr zu wecken. Der Bediente kam aber schon um 12 Uhr und rüttelte ihn heftig aus dem Schlafe. „Na, was giebt's denn?“ fragte der Herr; „hat's denn schon 2 Uhr geschlagen?“ — „Ne,“ versetzte der Bediente, „det is erst zwölf — ich wollte Ihnen man nur sagen, dat Se noch zwee Stunden schlafen könnt!“

#### Die Befänstigung.

Ein junger Zahnarzt wollte einem Arbeiter einen Zahn ausziehen, that aber der Sache zu

viel und brach ihm aus Unvorsichtigkeit zwei heraus. Der Arbeiter beklagte sich laut über diesen Zufall; aber der junge Zahnarzt wußte ihn zu besänftigen. „Schweig stille,“ sagte er, „damit mein Herr nicht erfährt, daß ich dir zwei Zähne ausgezogen habe, sonst mußt du für zwei bezahlen.“ Als der Arbeiter dies hörte, machte er sich aus dem Staube.

#### Die langen Beine.

Im Postwagen wurde eine Dame durch die langen Beine eines ihr gegenüber sitzenden Herrn sehr belästigt. „Gottlob, daß wir endlich anhalten,“ rief der Letztere, als die Post bei der Station anlangte, „ich muß schnell hinaus und meine Beine 'mal ausstrecken.“ „Das haben Sie gar nicht nöthig,“ bemerkte lachend die Dame, „die sind ohnehin schon lang genug.“

#### Der Wasserstand der Donau.

Was ist das über dem ersten Stock dieses Hauses für ein rother Strich? fragte ein Fremder in Wien einen Vorübergehenden. „Das ist halt der Wasserstand der Donau im Jahr 1792.“ Nicht möglich, da hätten ja alle Wiener ertrinken müssen, erwiderte der Fremde. — „Schauens, die Donau hat eigentlich nicht so hoch gestanden, aber die Straßenjungen haben den Strich immer weggewischt, da haben sie'n halter höher hinaufgemacht.“

#### Auflösung der Räthsel.

1) Der Staar, 2) In die leeren, 3) der Münzfuß, 4) die Schnecke mit ihrem Haus, 5) die Matrosen, 6) in den Hospitälern, 7) der Beifall, 8) der Landsturm.

#### Berichtigung.

Während des Drucks des Kalenders kam folgende Berichtigung ein: Die in Waldbshut besiehenden Jahr- und Viehmärkte werden wie folgt abgehalten: 1) Lichtmessmarkt am 5. Febr.; 2) Mittfastenmarkt Mittwoch vor Latare; 3) Palmmarkt am Mittwoch vor dem Palmsonntag; 4) Malmarkt am 1. Mai; 5) Jacobimarkt am 25. Juli; 6) Markthamarkt am 21. September; 7) Gallusmarkt am 16. October; 8) Nikolausmarkt am 6. December und 9) Weihnachtsmarkt am 30. December. Fällt einer dieser Märkte auf einen Samstag, Sonntag oder Feiertag, so wird er am Mittwoch darauf gehalten.



### Hans Pfriem.

Hans Pfriem, der Fuhrmann, hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er alles an andern beschnardhte, und daß ihm Niemand etwas recht machen konnte. Wenn er die Straße fuhr und ein Wagen ihm begegnete, so blieb er jederzeit stehen, und musterte die Pferde, das Fuhrwerk, den Mann, und hatte immer was auszusetzen; bald waren ihm die Pferde zu kurz angespannt, bald schien ihm der Wagen nicht gut geladen zu sein; und schüttelte dabei den Kopf oder sagte es laut, so daß der Andere den Tadel wohl merken oder hören konnte. So machte er's in allen Sachen, auch in denen, die nicht zu seinem Gewerbe gehörten; und die Wirthsleute, bei denen er einkehrte, hatten ihre Noth mit ihm, und sagten oft: Dem Hans Pfriem kam es kein Engel im Himmel recht machen.

Einstmals träumte ihn, er sei gestorben. Er kam vor die Himmelsthür, und St. Peter ließ ihn hinein, jedoch mit der Verwarnung, daß er zu allem stillschweigen und ja nichts beschnardhen und tadeln sollte, was er auch sehen möge. Hans Pfriem versprach's. Wie er nun im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und umher schaute, da sah er zwei Engel vorbeiziehen, welche einen Balken in der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Hans Pfriem war schon Willens zu tadeln; doch befann er sich noch und dachte: Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleichviel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunnen Wasser schöpften in ein durchlöcheretes Faß. Hans Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: Hm! Wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so etwas auch thun, wenn's ihm Pläsir macht. — Bald darauf, als er sich umseh, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei, und spannte zwei Pferde vorn und zwei hinten an. Da das Hans Pfriem sah, kam er ganz außer sich und, weil's seine Profession war, rief er aus Leibeskräften: Taps, was machst du da Dummes! Und damit wollte er den Engel zurecht weisen. Es hatte ihn aber schon ein Anderer beim Kragen gepackt, der ihn zur Himmelsthür hinausstieß. Unter der Thüre blickte Hans Pfriem nochmals hinein, um zu sehen, was aus dem Wagen geworden wäre. Und siehe da! der Wagen gieng in die Höhe, von den vier geflügelten Pferden getragen. —

Hiermit erwachte Hans Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Leser, was zu lernen sei aus der Geschichte von Hans Pfriem?

### Der alte und der junge Gauner in Böhmen.

In einem Dorfe in Böhmen wohnte ein blinder Mann, welcher mehr um der Langeweile in seiner Hütte zu entgehen, als aus Noth betteln gieng, und sich deshalb einen jungen Burschen seiner Verwandtschaft als Führer erkoren hatte. — Beide entfernten sich auf viele Meilen von ihrem Wohnorte, und begaben sich auch in die nachbarlichen fremden Staaten. Der Burschen gefiel nach und nach dieses Leben, um so mehr als er Gelegenheit fand, manche Gabe für sich zu behalten, und solche dann zu vernaschen. Der Alte merkte Unrath bei seinem Nessen, ward aufmerkamer und schalt ihn fleißig aus. Einstens giengen sie in einem Städtchen bei einem Bäcker vorbei, der Alte befahl ihm, für einen halben Groschen Brod zu kaufen, und gab dem Nessen auch ein Stück davon, welcher aber schon mit eben erkauften frischgebackenen Semmeln versehen war. Dem Alten kam der Geruch der Semmeln in die Nase, er griff hastig dem Burschen nach der Hand, und zog ihm die Semmel heraus. — „Aha, du verdammter Bursche, bedienst du mich so?“ erwischte ihn gleich beim Schopf, suchte seine Taschen aus, fand noch einiges Geld, und nahm es ihm. Es liefen bei der Gelegenheit mehrere Menschen zusammen, die ihm sein Betragen gegen seinen Better scharf verwiesen, welches den Burschen sehr verdros und zu dem Entschlusse antrieb, sich an ihm zu rächen.

Bald darauf giengen sie über's Feld durch schlängelnde Fußsteige, und kamen zu einem großen Eichbaume. Der Bursche führte ihn bis auf einen Schritt zum Eichbaume, und hielt jetzt an: „Dhm, hier ist ein Graben, — springt!“ Der Dhm, der unvergleichlich auf den Füßen war, sprang und — rannte so heftig an die Eiche, daß er zurückprallte. — „Verfluchter Schurke, was treibst du mit mir — und heißest mich springen?“ — „Ich habe geglaubt,“ erwiderte dieser, „daß Ihr die große Eiche da noch eher und besser riechen würdet, als meine zwei Pfennigsemmel neulich. Ihr denkt, ich soll mich da umsonst mit Euch in der Welt herumschleppen! Nein! Das geht nicht länger, und daß Ihr's nur wisset, jetzt führe ich Euch geradewegs nach Hause.“ Der blinde Mann wollte



aber nichts davon wissen, sondern sich noch sechs Wochen herumtreiben, und noch nach Sachsen gehen, wohin der Bursche versprechen mußte, ihn zu führen. Aber in sechs Tagen brachte er ihn nach Hause, und als sie vor seiner Hütte angelangt waren, sagte er zu ihm: „Jetzt sind wir in Sachsen,“ schob ihn seinem Weibe in die Stube hinein, und gieng davon.

Der Alte war nicht viel werth, hatte indefs doch in seiner Blindheit einigen Vorwand, aber der Junge war gar nichts nutz. Müßiggang und Bettel wie beim Alten — aber noch Lug, Betrug, und die häßliche Schadenfreude und Rachsucht! Text zu einer ganzen Predigt!

Kutscher, fahr zu!

„Kutscher, fahr zu, auf eine Stunde!“ Mit diesen Worten sprang ein junger Mensch in Paris in eine Miethkutsche und gab dem alten Kutscher an, wohin er fahren müsse. Der Alte fuhr schnell, aber dem jungen doch nicht schnell genug, bis sie endlich an dem bestimmten Ort anlangten. Mit großer Hast stürmte der junge Mensch in das Haus, vor dem sie hielten, kehrte aber bald traurig und niedergeschlagen zurück. Nicht mehr da, murmelte der Fremde und befohl dem Alten, in eine andere Straße zu fahren. Dort ward wieder gehalten, es gieng wie das erste Mal, der Passagier kam noch betrübter und sprach: „Todi also, das war gerade sein bester Freund!“ Doch noch immer ein Hoffnungsstern. „Schnell in die Vorstadt St. main!“ Gut, mein Herr, antwortete der gutmüthige Alte und trieb seinen Schimmel abermals zum Laufen. Doch auch diesmal vergebens, was er suchte, war nicht zu finden. Dem Alten ward's sonderbar zu Mäthe. Wo nun hin, mein Herr? Zur Polizei, erwiderte der Gefragte, das hätte ich gleich im Anfang thun sollen. Aus der einen Stunde waren bereits drei geworden, allein der Fremde zeigt eine mit Geld gespickte Börse und der Alte läßt sich's gefallen. Auf der Polizei angekommen, ließ sich der Fremde also vernehmen: „Ich heiße Alfred Kender, aus Paris gebürtig, mein Vater war Kaufmann, wohnte in der Tempelstraße Nr. 38, und ich bin sein einziger Sohn. Weil er mich streng hielt, entließ ich ihm und gieng vor zehn Jahren nach Amerika. Dort angelangt, war ich von Allem entblößt und es gieng mir zehnmal schlimmer als in Paris. Doch ich griff frisch zur Arbeit und das Glück war mir günstig, bald hatte ich mein gutes Auskommen und

noch mehr. Ich schrieb an meinen Vater, bat ihn um Verzeihung, und schickte ihm zum Zeichen, daß es mir gut gienge, mein Erspartes. Allein ich erhielt Brief und Geld uneröffnet wieder zurück und auf spätere Briefe gar keine Antwort. Wo wohnt mein Vater, was ist aus ihm geworden?“ Der Polizeibeamte schlägt nach und gibt dem Fremden die gewünschte Auskunft. Dem Alten war indefs das Warten fast zu lang geworden und er dachte schon, es wäre doch besser gewesen, ich hätte den blanken Ducaten, den mir der Fremde anbot, genommen, denn am Ende habe ich ihn doch umsonst kutschirt. Doch plötzlich stand dieser wieder vor ihm und die Fahrt sollte aufs Neue beginnen. Wohin? „Zum Kutschenvermietter Golpin.“ Das ist mein Herr, antwortete der Alte. „Kennst Ihr den Kutscher Nr. 14?“ Das ist meine Nummer. „Wie, Du mein Vater!“ Und damit lagen sich Beide in den Armen. Die Geschichte ist zu Ende; Eltern und Kinder aber können Manches daraus lernen. Kutscher, fahr zu!

#### Launige Prophezeihungen.

1. J a n u a r. In diesem Tage wird das Jahr 1847 wirklich an gehen. Ueberhaupt wird das Sehen in diesem Jahre eine große Rolle spielen; Minister und warme Semmeln werden abgehen; Feiertage und Liebende werden vergehen; Erbschaften und Pferde werden drauf gehen. Alles Uebrige wird sehr an gehen: nur nicht die Wohlthätigkeit — die wird angegangen werden. Auch im Jahre 1847 werden sehr bedeutende Verfinsterungen vorkommen, welche besonders auf das Sehen influiren werden. Das Aufsehen wird dabei immer größer, das Einsehen immer kleiner — das Uebersehen immer leichter und das Zusehen immer schwerer werden.

5. M a i. In diesem Tage wird, Behufs der Ermöglichung einer Verheirathung aller deutschen Mädchen, die zweckmäßige Schutzmaßregel in Kraft treten, daß alle hübschen Ausländerinnen an Deutschlands Grenzen zurückgewiesen werden, dafern sie sich nicht durch ausländische Verlobungskarten oder Chämänner zu legitimiren vermögen.

J u n i. In diesem Monat werden alle junge Beamte, die, obgleich gehaltlos, dennoch Schulden haben, in die Bäder reisen, um durch das natürliche Mineralwasser des Sommers den unnatürlichen Soiree-Wein des Winters zu bekämpfen.